

Juni 6/2016

Aus dem Inhalt

Ralf Miggelbrink
„Schön bist du ...“ (Hld 1,15) 161

Karlheinz Laurier
Arme Fremde im fremden Land – Arme, fremd
im eigenen Land 163

Antoine Cilumba Cimbumba Ndayango
„... dann erhebt Eure Häupter!“ 166

Hans-Georg Schornstein
AnsprechBar 173

Georg Lauscher
Was kann Charles de Foucauld uns heute sagen? 178

Reimund Haas
Vom „unbekannten Papst“ zum „Pionier
der europäischen Versöhnung“ 182

Leserbriefe 188

Literaturdienst: 190
Albert Damblon: Gottesflüsterer
Der Heilige Geist und das Auto. Mit Bischof
Reinhold Stecher durch das Jahr
Chiara Conterno: „Die andere Tradition“

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prof. Dr. Ralf Miggelbrink Universität Duisburg-Essen, Lehrstuhl für Systematische Theologie, R12 T04 E11, 45141 Essen | Pfr. Karlheinz Laurier, Haus-Heyden-Str. 2013, 51234 Herzogenrath | Pfr. Dr. Antoine Cilumba Cimbumba Ndayango, Wallstraße 96, 50321 Brühl | Pfr. Hans-Georg Schornstein, Pfalzgrafenstraße 78, 52072 Aachen | Spiritual Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstraße 10, 52064 Aachen | Prof. Dr. Reimund Haas, Johannesweg 5a, 51061 Köln

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ralf Miggelbrink

„Schön bist du ...“ (Hld 1,15)

Unter den Eigenschaften Gottes, wie sie in der traditionellen Gotteslehre entwickelt wurden, nimmt die Schönheit eine eigenartige Stellung ein. Dass Gott als die Quelle allen Seins absolut *wahr* und *gut* ist, leuchtet unmittelbar ein. Schönheit aber scheint so sehr mit dem Medium ihres sinnlichen Erscheinens verbunden, dass sie nicht recht zu Gott zu passen scheint. Im traditionellen Konzept des geistlichen Lebens zielt Vieles auf die Abkehr vom Schein des Sinnlichen. Die Doppeldeutigkeit des Wortes „Schein“ deutet es bereits an. Was *scheint*, steht von vorneherein im Verdacht, bloß scheinbar zu sein. Schönheit aber kann schwerlich abseits der Sinne erscheinen. Man kann sich in der Gotteslehre behelfen, indem man erklärt, die göttliche Schönheit bestehe darin, dass Gott alles Schöne als solches erschaffe. Gottes Schönheit sei nicht rezeptiv, sondern kreativ. Gott zeigt sich nicht in seiner Schönheit, sondern wird als schön erkannt, weil er Schönes hervorbringt, das auf die Schönheit seines Schöpfers verweist. Aber auch wer so argumentiert, behauptet dabei, dass die Schönheit Gottes erkannt wird, indem Menschen das sinnlich Schöne erkennen. Wo diese Annahme ernst genommen wird, führt sie in ähnliche Konflikte wie die Behauptung, Gott sei als die Bedingung der Möglichkeit wahrer Erkenntnis notwendig die Wahrheit selbst. Die Frage des Pilatus hat ja zwei Bedeutungsdimensionen. Der Satz „Was ist Wahrheit?“ kann auf die Bestreitung jeglicher Wahrheit, ja auf die Ablehnung der Kategorie „Wahrheit“ hinauslaufen. Er kann aber auch markieren, in welchem Umfang

das Wahre problematisch ist und erfordert, dass Menschen sich mit ihren Sinnen und ihrer Klugheit der Unterscheidung des Wahren vom Falschen hingeben. Praktisch läuft das auf zwei völlig entgegengesetzte Haltungen hinaus: Während die einen mit der Pilatusfrage die fundamentale Gleichgültigkeit behaupten, wollen die anderen mit derselben Frage zur Mühe der begrifflichen Arbeit um die Erkenntnis des Wahren auffordern.

Oberflächlicher werden unsere Diskurse über die Frage geführt, was denn *schön* sei. Werbeindustrie, Trash-TV und Musikindustrie ermöglichen vielen Menschen ein Experimentieren mit ihrem ästhetischen Urteilsvermögen. Junge Mädchen, fasziniert von der Schlankheit, Ebenmäßigkeit und Eleganz ihrer Altersgenossinnen auf den Laufstegen von „*Germany's Next Topmodel*“, lernen mit der Zeit die Unzulänglichkeit einer Schönheit, die in der Übereinstimmung mit mess- und trainierbaren Erscheinungsformen bestehen soll. Sie ahnen mit der Zeit, dass Schönheit Momente der individuellen Besonderheit einschließt und deshalb notwendig im Widerspruch steht zu den standardisierten und deshalb vermarktungsfähigen Erscheinungen des Schönen. Piercings und Tätowierungen tragen der Ahnung Rechnung, dass die individuelle Schönheit die Lebensgeschichte sichtbar macht, so wie dies wohl eine der ursprünglichen Funktionen der Tätowierung war. Künstlerische Gestaltungen des Schönen folgen nicht selten der Irritation von Seh- und Hörgewohnheiten. Das Schöne aber lässt sich nicht einfach ableiten aus der Originalität.

Gibt es theologische Beiträge zum Diskurs über die Schönheit? Schönheit *zeigt sich*. Der Schönheit eignet deshalb immer ein Moment des Mutes, mit dem ein Mensch nicht nur seine eigene Erscheinung oder seine künstlerische Gestaltung *zeigt*. Immer zeigt ein Mensch dabei auch, wer sie oder er (geworden) ist. Immer zeigt ein Mensch das Programm seines Lebens, seine

eigenen Grenzen und sein Scheitern. Vielleicht schauen wir uns deshalb die Selbstinszenierungen der Schönen und derer, die es zu sein vermeinen, lieber im Fernsehen an. Das Risiko, dass wir in unserer eigenen Beschränktheit dabei entdeckt werden, ist gleich *null*. Und sollte doch jemand Spott über uns ausgießen, weil uns etwas fasziniert und begeistert, ist die schnelle Selbstdistanzierung dem TV-Zuschauer jederzeit möglich. Wir stehen in der Gefahr, alles sehen zu wollen, ohne uns zu zeigen und das Sich-Zeigen erbarmungslos zu bestrafen.

Das Schöne aber *erscheint* in der Begrenztheit, Verfehltheit und Endlichkeit seiner Schönheit. Um sozial die Verweigerung des Erscheinens, die das Wesen der Scham beinhaltet, überwinden zu können, bedarf das Schöne der Annahme. Der erste Schöpfungsbericht schließt mit der globalen göttlichen Guttheißungsformel: „Und Gott sah alles an, was er gemacht hatte. Und siehe es ist sehr gut“ (Gen 1,31). In der Erlösungstheologie ist „Annahme“ (*acceptatio*) ein Begriff der Gottes erlösendes Handeln an den Menschen benennt. Sich-Zeigen wird möglich durch die Annahme der anderen in der Endlichkeit ihrer Schönheit und ihres gestalterischen Bemühens um die Schönheit. Sich-Zeigen ermöglicht auch das Wachsen durch die Rückmeldungen der anderen.

Schönheit ist auch ein personales Begegnungsgeschehen. Darin ist Schönheit zugleich gut und wahr und deutlich unterscheidbar von allen Erscheinungsformen, die Begegnung und Kommunikation eher verunmöglichen, weil sie als *schön* darstellen, was gerade nicht der erlösenden *acceptatio* dient, sondern was Menschen das Gefühl gibt, hässlich, unbedeutend und arm zu sein. Wie erlösend wirkte demgegenüber der Ruf des Liebhabers aus dem Hohen Lied. Er macht der Freundin Mut, sich zu zeigen und verhilft darin der schöpferischen Schönheit Gottes dazu, sich zu zeigen.

Liebe Leserinnen und Leser,

die Heilige Schrift „beim Wort nehmen“, mit ihr das Sehen schärfen, daraus zu klaren Urteilen und schließlich zu konkreten Handlungen zu kommen – einen solchen biblisch fundierten Dreischritt legt **Pfr. Karl-Heinz Laurier** aus dem Bistum Aachen, Subdiakon für „Lebendiges Evangelium – Kleine Christliche Gemeinschaften“, ans Herz.

Pfr. Dr. Antoine Cilumba Cimbumba Ndayango, Pfarrvikar in Brühl, gibt auf die Frage nach der Verwurzelung des Christentums im Judentum nicht nur eine eindeutige Antwort, sondern zeigt besonders, wie vielfach verzweigt und damit alle Bereiche des Glaubenslebens betreffend die Wurzeln der christlichen „Pflanze“ sind.

Pfr. Hans-Georg Schornstein aus Aachen berichtet von seinem pastoralen Projekt „ansprechbar“, mit dem sich gezielt ein Priester an weltlichen Orten wie einem Café „ansprechbar“ denen zur Verfügung stellt, die ihn aufsuchen.

Sein Aachener Mitbruder **Pfr. Georg Lauscher**, Spiritual des Bistums, gibt aus der Spiritualität Charles de Foucaults heraus Impulse für das geistliche Leben – nicht als „Sonderübung“ neben dem Alltagsgeschäft, sondern als aus der Christusverbundenheit erwachsendes Gestalten des Lebens in allen seinen Zusammenhängen, Begegnungen und zugrunde liegenden Haltungen.

Die Bekanntheit Papst Benedikt XVI. verdeckt leicht, wie unbekannt sein letzter namentlicher Vorgänger war, der vor hundert Jahren amtierte, als der gerade vielfach erinnerte 1. Weltkrieg tobte. Der damit vorliegende „jubiläumsreife“ Abstand sowie das Erscheinen der jüngsten Biographie zu Benedikt XV. aus der Feder des Augsburger Kirchenhistorikers Jörg Ernesti sind Anlass, diesen Papst durch den Kölner Kirchenhistoriker und langjährigen Mitarbeiter des Diözesanarchivs, **Prof. Dr. Reimund Haas**, vorstellen zu lassen.

Möge das Juni-Artikelgebilde Erkenntnisgewinn, Stärkung und Anregung für Geist und Handeln bieten, wünscht Ihnen von Herzen

Ihr



Gunther Fleischer

Arme Fremde im fremden Land – Arme, fremd im eigenen Land

Sehen

Ich habe mich in den letzten zehn Jahren oft gewundert, warum die steigende Zahl von Armen und die stetig wachsende Kluft zwischen Arm und Reich kein drängenderes Dauerthema in unserer Gesellschaft und Kirche geworden ist. Mehr als 12 Millionen Menschen in Deutschland haben nach den offiziellen jährlichen Armutsberichten keine finanziellen Spielräume und können damit nur sehr bedingt am gesellschaftlichen Leben teilhaben. Laut Armutsbericht 2015 ist die Zahl der Armen in Deutschland seit 2006 sprunghaft auf 15,5% der Bevölkerung angestiegen. Trotz guter Wirtschaftslage verfestigt sich diese Zahl. Daran haben wir uns gewöhnt; die Armen und Armgemachten haben keine Stimme, sich Gehör zu verschaffen.

Immer mehr Menschen werden aus der Arbeitswelt verdrängt und haben immer schlechtere Chancen, wieder eingegliedert zu werden. Dazu steigt die Zahl derer, die einer Erwerbsarbeit nachgehen, aber vom gezahlten Lohn nicht leben können. Besonders betroffen sind zudem Alleinerziehende, Menschen mit geringen Bildungsabschlüssen und alte Menschen.

Papst Franziskus analysiert in Evangelii Gaudium:

„53. Ebenso wie das Gebot „du sollst nicht töten“ eine deutliche Grenze setzt, um den Wert des menschlichen Lebens zu

sichern, müssen wir heute ein „Nein zu einer Wirtschaft der Ausschließung und der Disparität der Einkommen“ sagen. Diese Wirtschaft tötet. Es ist unglaublich, dass es kein Aufsehen erregt, wenn ein alter Mann, der gezwungen ist, auf der Straße zu leben, erfriert, während eine Baisse um zwei Punkte in der Börse Schlagzeilen macht. Das ist Ausschließung. Es ist nicht mehr zu tolerieren, dass Nahrungsmittel weggeworfen werden, während es Menschen gibt, die Hunger leiden. ... Der Mensch an sich wird wie ein Konsumgut betrachtet, das man gebrauchen und dann wegwerfen kann. Wir haben die „Wegwerfkultur“ eingeführt, die sogar gefördert wird. Es geht nicht mehr einfach um das Phänomen der Ausbeutung und der Unterdrückung, sondern um etwas Neues: Mit der Ausschließung ist die Zugehörigkeit zu der Gesellschaft, in der man lebt, an ihrer Wurzel getroffen, denn durch sie befindet man sich nicht in der Unterschicht, am Rande oder gehört zu den Machtlosen, sondern man steht draußen. Die Ausgeschlossenen sind nicht „Ausgebeutete“, sondern Müll, „Abfall“.

Das gilt in seiner Radikalität sicher vor allem für die arm gemachten Länder des Südens, aber in Relation zum vorhandenen Reichtum gilt es sehr wohl auch für Europa bzw. Deutschland. Die steigende Zahl der Tafeln, Kleiderkammern, Gebrauchtgüterhäuser sowie der wachsende und ständig bedrohte sog. zweite Arbeitsmarkt sind seit langem ein Indiz dafür.

Nun kommen seit einem Jahr Menschen dazu, die aus Kriegsgebieten oder vor Hunger, Elend und Perspektivlosigkeit fliehen, auf der verzweifelten Suche nach einem besseren Leben für sich und ihre Familien. Seitdem geht es im politischen und gesellschaftlichen Streit um die Frage: Schaffen wir das?

Die Angst wächst verständlicherweise gerade bei denen, die sich schon lange in ihrer Not missachtet fühlen, dass sie noch weiter nach unten und nach draußen gedrängt werden. Ihre Ängste werden verstärkt durch

die Uneinigkeit der Politik in Deutschland und Europa, die nicht aufzeigt, wie denn die Herausforderungen zu schaffen wären. Die Ängste werden auch verstärkt durch die signalisierte Bereitschaft der Unternehmer, viele der Flüchtlinge in den Arbeitsmarkt zu integrieren – wenn denn die Einstiegsbedingungen modifiziert werden. Der Mindestlohn kann hier natürlich nicht gehalten werden, meinen sie. Eine solche wie auch immer motivierte Bereitschaft aus Wirtschaft und Politik, Hilfsmaßnahmen zu entwickeln, war für viele Langzeitarbeitslose hier lange nicht zu spüren.

Urteilen

Ich möchte an unsere biblische Botschaft erinnern, die uns Maßstab für die Bewertung der aktuellen Situation sein soll.

*Recht verschafft er den Unterdrückten,
den Hungernden gibt er Brot;
der Herr befreit die Gefangenen.
Der Herr öffnet den Blinden die Augen,
er richtet die Gebeugten auf.
Der Herr beschützt die Fremden und
verhilft den Waisen und Witwen zu ihrem
Recht.
Der Herr liebt die Gerechten,
doch die Schritte der Frevler leitet er in
die Irre. (Ps 146,7-9)*

*Doch eigentlich sollte es bei dir gar keine
Armen geben; denn der Herr wird dich
reich segnen in dem Land, das der Herr,
dein Gott, dir als Erbbesitz gibt und das
du in Besitz nimmst. (Dtn 15,4)*

*Er verschafft Waisen und Witwen ihr
Recht. Er liebt die Fremden und gibt ihnen
Nahrung und Kleidung; auch ihr sollt die
Fremden lieben, denn ihr seid Fremde in
Ägypten gewesen. (Dtn 10,18-19)*

*Euch aber muss es zuerst um sein Reich
und seine Gerechtigkeit gehen;
dann wird euch alles andere dazugege-
ben. (Mt 6,33)*

Die biblischen Schriften sind eindeutig, dem ist eigentlich wenig hinzuzufügen. Überall da, wo menschliches Leben durch Not und Armut – durch Ungerechtigkeit – bedroht und in seiner Entfaltung beschnitten wird, ist es unsere Aufgabe als Christen mit unseren Kirchen und mit allen Menschen guten Willens die Verantwortung mit zu tragen, allen Menschen ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen. „Wir schaffen das“ kann für uns kein Diskussionsthema sein. Dazu gilt es, die Sorgen der jetzt schon Armen und an den Rand Gedrängten bei uns und der durch Flucht Dazukommenden zu hören, zu sehen und ernst zu nehmen. Wir müssen mit dafür sorgen, dass sie nicht gegeneinander ausgespielt werden – weder mit Worten noch mit Taten. Wir müssen deutlich Gegenposition beziehen, wenn die Fremden als Bedrohung für unsere Armen und unsere Kultur hingestellt werden. Im Einsatz für das Recht auf menschenwürdiges Leben sollten wir an der Seite der Armgemachten UND der Flüchtlinge stehen. Es ist auf jeden Fall kein Zeichen christlich geprägter Kultur in Europa – wie sie ja immer wieder betont wird –, wenn wir die Flüchtlinge an unseren Außengrenzen abwehren oder andere dafür bezahlen, sie von unserem reichen Land fernzuhalten. Es wäre genug für alle da; ohne Teilen geht es allerdings nicht.

Gemeinsam ist das Problem zu schaffen. Natürlich nur, wenn wir bereit sind, uns der auch vor der Ankunft der vielen Flüchtlinge vorhandenen und fortgeschrittenen Spaltung unserer Gesellschaft und den neuen Herausforderungen durch die Flüchtlinge zu stellen und gemeinsam nach Lösungen zu suchen.

Die sogenannte Willkommenskultur zu Beginn der Ankunft vieler Flüchtlinge hat die hohe Bereitschaft vieler Menschen in Deutschland gezeigt, Verantwortung dafür zu übernehmen, dass die Integration gelingt. Viele Menschen nehmen Anteil und teilen. Damit sollten wir „Politik“ und Mut machen, dass wir die uns gestellten Auf-

gaben zum Wohl aller lösen können. Genauso machen seit vielen Jahren Arbeitslosenprojekte, Kleiderkammern, Tafeln u.a.m. deutlich, dass gerade in unseren Kirchen die praktische Solidarität mit den Arm-Gemachten lebendig ist.

Was zu kurz kommt, ist die Einforderung politischer Maßnahmen zur Korrektur unserer gespaltenen Gesellschaft. Die Projekte dürfen keine Alibifunktionen übernehmen. Sie müssen vielmehr Wege der gesellschaftlich notwendigen Solidarität aufzeigen und deutlich machen, dass eine Umverteilung von „Lebensmitteln“ – dazu gehört auch das Geld – notwendig ist, um das Lebensrecht aller zu verwirklichen.

Wenigstens für uns als Christen – und dazu zählen sich noch die meisten Menschen in Deutschland und Europa – müsste doch klar sein, dass die Probleme zu schaffen sind, können wir doch zurückgreifen auf die biblische Geschichte des wunderbaren Brotteilens und die Kraftquelle des eucharistischen Brotteilens, die uns sagen: Es ist genug da für alle und wir sind nicht allein auf dem Weg des Teilens.

Handeln

Es ist erfreulich, dass gerade die christlichen Kirchen viele Zeichen der Solidarität mit den Flüchtlingen setzen und die Willkommenskultur des Anfangs lebendig halten.

Wir sollten aber auch das „alte“ Synodendokument „Kirche und Arbeiterschaft“ in Erinnerung rufen, das uns die sogenannten „Kleinen Leute“ unserer Gesellschaft ans Herz legt und uns ermutigt, mit ihnen für existenzsichernde Arbeit, für Recht und Gerechtigkeit einzutreten und alle, die auf diesem Feld Verantwortung tragen – als Politiker oder Unternehmer oder Bankleute –, an diese Verantwortung zu erinnern und konkrete Schritte zur Umsetzung einzufordern. Dann müssten die, die seit Jahren schon zu kurz kommen, keine Angst vor

den Flüchtlingen haben und davor, dass die neuen Probleme auf ihre Kosten gelöst werden.

Im Bistum Aachen gibt es seit über 30 Jahren den Pastoralen Schwerpunkt „Kirche und Arbeiterschaft“ mit dem Bemühen, die Sorgen und Nöte der Arbeitslosen und der trotz Arbeit Armen im Blick zu halten und Wege zur Lösung ihrer Probleme zu suchen und aufzuzeigen. Es gibt das „Bündnis für Menschenwürde und Arbeit“ und immer noch viele Arbeitslosenprojekte. In diesen Bemühungen dürfen wir nicht nachlassen.

Nun gibt es auch ein besonderes Bemühen um die Flüchtlinge. Sie werden begleitet bei der Erlernung der neuen Sprache oder auf dem Weg zu Ämtern und Ärzten. Es wird nach Wohnraum für sie gesucht. Ein Fonds für nötigen Umbau und Einrichtung kirchlicher Räume wurde eröffnet. An vielen Orten werden Begegnungen mit den Flüchtlingen organisiert. Wir als Christen können mithelfen, dass die Angst vor den Flüchtlingen abgebaut wird, indem wir mit den Zu-Kurz-Gekommenen für ihr Recht auf Arbeit und Einkommen eintreten und gemeinsam nach Wegen der Integration der Flüchtlinge suchen.

Es wäre doch schön, wenn die Einladung Jesu, auf die rechte Seite zu treten, auch uns gilt, weil er uns sagen kann:

Ich war hungrig und ihr gabt mir zu essen.

Ich war durstig und ihr gabt mir zu trinken.

Ich kam als Fremder zu euch und ihr nahmt mich auf.

Ich war nackt und ihr habt mir Kleider gegeben. (vgl. Mt 25,33.37-38)

Wie jüdisch ist das Katholische?

Einführung

Dass das Christentum und das Judentum miteinander verwandt sind, scheint mittlerweile bei vielen katholischen Christen angekommen zu sein. Ob bei der eventuellen Frage danach, wie diese Verwandtschaft zu verstehen ist, alle eine Meinung vertreten können, sei dahingestellt. Ist sie zu verstehen im Sinne von Ähnlichkeit, von Parallelität, von Vergleichbarkeit, von gleichem Ursprung, oder in dem Sinne, dass das Christentum dem Judentum die Sohnschaft verdankt, ist der Kernpunkt in der Frage nach Gemeinsamkeiten, die gläubige Juden und Christgläubige miteinander verbinden.

Diesem Kernpunkt möchte ich im Folgenden nachgehen, um dazu beizutragen, dass das Bewusstsein für unsere christliche Anlehnung an das Judentum gestärkt wird. Denn es geht um mehr als nur um das bloße Verhältnis zu einer anderen Religion, die hier Judentum heißt. Das II. Vatikanische Konzil¹ hat uns gelehrt, einen anderen Blick auf das Judentum zu werfen als in der Zeit zuvor. Diesen Blick haben – Gott sei Dank – theologische und biblische Studien mittlerweile durch ihre wissenschaftlichen Begründungen bestätigt und erweitert.

Davon ausgehend kommt mir der Gedanke in den Sinn, auf ausgewählte Aspekte der katholischen Konfession zurückzugreifen, um die oben angedeutete Fragestellung zu beantworten, nämlich wie es zu verstehen ist, dass gläubige Juden und Christgläubige das „gemeinsame geistliche Erbe“² haben, wie das II. Vatikanische Konzil es formuliert hat.

Das Heilige Jahr

Beginnen wir mit einem aktuellen Thema, nämlich der Ausrufung des „Heiligen Jahres“. Sie knüpft an die lange Tradition in der Katholischen Kirche, und zwar seit 1300, als Papst Bonifatius VIII. zum ersten Mal das „Heilige Jahr“ ausrief. Seit 1475 ist der Rhythmus von 25 festgelegt worden, damit jeder Generation möglich sein soll, zumindest ein „Heiliges Jahr“ zu erleben.

Dieser Rhythmus wird aber von Papst Franziskus unterbrochen, der 15 Jahre nach dem von Johannes Paul II. im Jahr 2000 ausgerufenen „Heiligen Jahr“ wieder ein „Heiliges Jahr“ ausrief. Der Grund liegt darin, dass Franziskus dies mit dem Abschluss des 2. Vatikanischen Konzils vor 50 Jahren verbinden wollte. So ist das aktuelle „Heilige Jahr“ außergewöhnlich: Es ist es, weil der Papst damit die katholischen Christen dazu einlädt, sich auf eine neue Etappe auf dem Weg der Kirche zu begeben. Diese neue Etappe stellt er unter das Motto „Barmherzigkeit“. Denn er wünscht sich, dass das „Evangelium der Barmherzigkeit“ alle Menschen erreicht.

Die katholische Tradition, ein „Heiliges Jahr“ auszurufen, greift auf die jüdische Tradition zurück, in der das „Jubeljahr“ bekannt ist. Es wird auch „Jubiläum“, „Erlassjahr“ und „Freijahr“ genannt. Alle 50 Jahre sollte – gemäß den jüdischen Schriften – ein „Jubeljahr“ (ein „Jubiläum“) begangen werden (Lev 25,8-31; 27,17-24; Num 36,4). Das alle 50 Jahre anzuordnende jüdische „Jubeljahr“ sollte (soll) einen generellen Schuldenerlass und die Wiederherstellung gerechter Eigentumsverhältnisse bewirken, aber auch den Erlass der Schuldklaverei. Es ging (geht) darum, einen Besitzausgleich zu erreichen und für die Freiheit aller zu sorgen. Damit wurde (wird) das Gleichgewicht und die Gerechtigkeit in den Beziehungen zwischen den Kindern Israels gesucht. Wie das jüdische Jahr begangen wird, kann man u.a. in den o.g. Bibelschriften nachlesen³: „Jedem Israeliten, der Besitz und Freiheit verloren hatte, sicherte der Herr auf diese Weise die Möglichkeit, sein Leben unter

gleichen Bedingungen noch einmal anzufangen“⁴.

Das katholische „Heilige Jahr“ nimmt das ausgerufene „Jubeljahr“ zum Anlass, den Glauben zu stärken. Den Katholiken wird die Möglichkeit eröffnet, während des „Heiligen Jahres“ nach Rom zu pilgern und in den Kirchen dort Gottesdienst zu feiern und zu beten. Die Eröffnung geschieht durch den Papst, der die Pforte des Petersdoms öffnet, was daran erinnert, wie das „Jubeljahr“ in der jüdisch-biblischen Tradition mit den Posaunen, die die Gegenwart Gottes ankündigen, begann. Für das ausgerufene Jahr darf zur gleichen Zeit in allen Ortskirchen durch den jeweiligen Ortsbischof die heilige Pforte geöffnet werden.

Die Unterschiede zwischen der jüdisch-biblischen und der katholischen Tradition liegen in der Gestaltung. Aber die Grundidee, in einem bestimmten festgelegten Rhythmus ein solches Jahr auszurufen und es der (den) betroffenen Generation(en) als eine Möglichkeit anzubieten, religiös und menschlich aktiv zu werden, spricht nicht nur für die Gemeinsamkeit, sondern vielmehr für den jüdischen Ursprung dieser religiösen Tradition. Denn wenn man davon ausgeht, dass die Gerechtigkeit im Judentum – wie das jüdische „Jubeljahr“ dazu hilft, sie wiederherzustellen – darin besteht, die Schwachen der Gesellschaft zu beschützen, dann hat das jüdische Jubeljahr eine tiefe spirituelle Dimension, die zum geistlichen Erbe der katholischen Tradition gehört; auch der Erlasscharakter des jüdisch-biblischen „Jubeljahres“ scheint in der Ankündigung des „Jahres der Barmherzigkeit durch Franziskus angedeutet zu sein.

Allein die Bestimmung eines solchen Jahres auf den beiden Seiten zeigt, wie die Abhängigkeit von Gott deutlich und greifbar ist. Außerdem kann man die Ankündigung des „Gnadenjahres“ bei Jesaja (Jes 61,2f) als eine prophetische Deutung des alten „Erlassjahres“ verstehen, dessen Tradition durch die mehrfache Eroberung und Besetzung des Landes verloren ging. Jesus bezieht den Beginn dieser prophetischen

Ankündigung auf sein Kommen und seine Erlösungstat (Lk 4,18f).

Die „Jesusbewegung“

Zu den Anfängen d. h. zu Jesus und seiner „Bewegung“ innerhalb des Judentums seiner Zeit. Dass das heutige Judentum heterogen und vielfältig ist, ist nichts Neues. Dies gilt sowohl für das Frühjudentum als auch für das Spätjudentum. Zur Zeit Jesu gab es im Judentum verschiedene Gruppen und Gemeinschaften: Die Leviten und Priester, die Sadduzäer (aristokratische Hierarchie), die Pharisäer, die Zeloten, die Essener, die Therapeuten, die Gemeinde von Qumran und die Schriftgelehrten⁵. Dazu kann man auch – wenn man will – den Sanhedrin zählen.

Dieses vielfältige und heterogene Judentum hat der Jude Jesus gekannt. Ob er auch einer der o. g. Gruppen und Gemeinschaften angehörte? War er aufgrund der Tatsache, dass er in den Evangelien als Rabbi bezeichnet wird, Pharisäer? War er aufgrund seiner kritischen Einstellung ein Lehrer prophetischer Prägung? Oder war er aufgrund seiner Sprechweise ein Weisheitslehrer? Er war auf jeden Fall Jude, Teil des Volkes Israel und Mitglied der jüdischen Gemeinschaft: Er bekam einen in Israel verbreiteten Namen: „Jesus“ (Jeschua, Jehoschua: Gott rettet); sein Stammbaum in den Evangelien (Mt 1,1-17; Lk 3,23-38), will von vornherein deutlich machen, dass er jüdischer Abstammung war, wobei der lukanische Stammbaum – im Gegenteil zu dem des Matthäus – bis auf Adam zurückgeht und damit Jesus auf diese Weise in die Menschheit einordnen will, um auf die Sonderstellung Israels in dieser Menschheitsgeschichte aufmerksam zu machen war. Er war, von der Geburt bis zum Erwachsenenleben, durch und durch Jude: Er wuchs in einer normalen jüdischen Familie auf (in Nazareth), und zwar mit allem, was dazugehört, inklusive religiöse Pflichten und Rechten; er hat sich der normalen jüdischen „Laufbahn“ unterziehen müssen,

von der Beschneidung über das Bar Mitzwah-Werden („Sohn des Gebots“) bis zum erwachsenen religiösen Leben, nämlich durch die Teilnahme an jüdischen Festen, das Studium der Schriften, die Praxis der jüdischen 613 Gebote und Verbote usw.

Den zahlreichen Gesprächen und Auseinandersetzungen mit den Vertretern der o. g. jüdischen Gruppen und Gemeinschaften lässt sich entnehmen, dass Jesus nicht die Thora und die Traditionen der jüdischen Väter in Frage stellte, sondern dass er prophetisch und weise sich eine eigene Auslegung erlaubte. Fachleute sind der Meinung, dass er dabei seine Inspiration von Johannes dem Täufer bekam, dem letzten Propheten, der an der Schwelle vom Alten zum Neuen Testament stand, weil er in dessen Nachfolge gestanden haben müsste.

Von daher kann man sagen, dass Jesus keine neue Religion ins Leben rufen wollte. Er hat als Jude und jüdischer Gläubiger gelebt und ist als solcher am Kreuz gestorben: In den Augen der Römer starb er als der „König der Juden“. Die jüdischen Obrigkeiten dagegen warfen ihm seinen Anspruch vor, Sohn Gottes zu sein. Auf jeden Fall hat er eine „Bewegung“ ins Rollen gebracht, die seine Anhänger zu einer neuen Religion gemacht haben. Das ist die christliche Religion. Diese ist im Glauben an die Auferstehung Jesu begründet und lebt davon, dass der Gekreuzigte und Auferstandene der Christus (der Messias) ist. Damit war der Anfang der Trennung von der Synagoge gemacht.

Die ersten Anhänger waren alle Juden, ob es um den engen Kreis von 12 Aposteln oder um den Kreis von 70/72 Jüngern und viele andere geht. Diese traten in Opposition zu den existierenden jüdischen Gruppen und Gemeinschaften, weil sie ein eigenes Profil entwickelten, das sich auf Jesus als den erwarteten Messias bezog, was von dem historischen Jesus selber angedeutet wurde. Denn er handelte – laut Evangelien – in der Gewissheit, dass er der im Alten Testament geweissagte Messias war (siehe z.B. das Messiasbekenntnis des Petrus: Mt 16,13-20; Mk 8,27-30; Lk 9,18-21). Immer

größer wurde die Zahl seiner Anhänger, da ihre Überzeugung davon, dass Jesus der erwartete Messias war, unerschütterlich war. Die messiasgläubige Gemeinschaft, deren Nachwuchs wir sind, ist auf die Weise entstanden⁶. Dieses Messiasbekenntnis der Christenheit hat seine Wurzel in der jüdisch-biblischen Verheißung, auch wenn gläubige Juden Jesus nicht für den erwarteten Messias halten: Sie warten immer noch auf den verheißenen Messias.

Durch u.a. die im Zug der Verfolgung zerstreuten Anhänger Jesu (Apg 7-8) verbreitete sich die Lehre von Jesus und über Jesus in der damaligen hellenistisch-römischen Welt. Den Anhängern dieser Lehre wurde der Name ihres „Stifters“ verliehen, nämlich „Christen“ (Apg 11,26). Der zunächst zu den Verfolgern gehörende Saulus wurde einer seiner Anhänger⁷: Vom überzeugten und überzeugenden Juden pharisäischer Richtung wurde Saulus zum eifrigen Verkünder der neuen Lehre und zu einem Missionar ersten Rangs⁸.

Auch nach der Trennung von der Synagoge verstanden sich und lebten die Anhänger Jesu jüdischer Abstammung als Juden: Sie lebten aber den jüdischen Glauben im Sinne ihres Meisters (Jesus). So entstand das Problem des Zusammenlebens mit den Gleichgesinnten heidnischer Herkunft, die die Tora nicht kannten und nicht nach den jüdischen 613 Geboten und Verboten leben konnten. Diese Problematik stellt das Apostelkonzil von Jerusalem dar (Apg 15,1-35). Die Lösung, die gefunden wurde, zeigt anschaulich die jesuanische Toleranz von Judenchristen gegenüber den Heidenchristen, damit das Zusammenleben der beiden Gruppen, da wo es sie gab, gelingen konnte.

Allen Missionaren der ersten Stunde verdanken wir die Ausbreitung der Lehre Jesu (das Evangelium) bis an die Grenzen der Erde, zu der unsere heute christliche Welt gehört. Sie haben uns nicht das jüdische Judentum gebracht, sondern die Lehre des jüdischen Meisters Jesus und deren Grundlage (die Tora, die Propheten und die anderen Schriften des jüdischen Volkes). Die

heiligen Schriften des jüdischen Volkes bilden den ersten Teil unserer Bibel.

Die „Jesusbewegung“ hat sich dann zu einer selbständigen Religion entwickelt und etabliert. Sie kann aber ihren jüdischen „Mutterboden“ nicht verleugnen; sie verhält sich in jeder Hinsicht. Von dort haben wir die Grundlage unseres Glaubens an den Gott Abrahams, Isaaks, Jakobs und Jesu.

Der Umgang mit der Bibel

Dass die Tora, die Propheten und die anderen Schriften, die die hebräische Bibel bilden, die Heiligen Schriften Jesu waren, liegt auf der Hand. Alle Evangelisten legen Jesus Worte aus den Heiligen Schriften der Juden in den Mund, welche er auswendig zitierte oder sinngemäß wiedergab. Er tat es sowohl in den Diskussionen mit Schriftgelehrten als auch im Gespräch mit der jüdischen Führung und dem Volk oder in den Reden vor der Menge. Die Evangelien bezeugen seine Kenntnis der Heiligen Schriften Israels: Aus den Heiligen Schriften hat er gelesen, zitiert, gebetet und davon gelebt. Darauf basieren seine Lehre und Autorität.

Nach Lukas stand er als 12-Jähriger im Tempel und diskutierte mit den Schriftgelehrten (Lk 2,41-52); Lukas zeigt ihn auch bei der Auslegung einer Stelle aus dem Buch Jesaja in der Synagoge (Lk 4,16f). Die Art und Weise, wie er lehrte, ließ seine Zuhörer nicht gleichgültig. Sie waren voll Bewunderung: „Was hat das zu bedeuten? Hier wird mit Vollmacht eine ganze neue Lehre verkündet. Sogar unreine Geister gehorchen seinem Befehl.“ (Mk 1,27) oder „Woher hat er das alles? Was für eine Weisheit, die ihm gegeben ist!“ (Mk 6,2c) oder „Seine Rede fand bei allen Beifall; sie staunten, wie begnadet er redete, und sagten: ‚ist das nicht der Sohn Josefs?‘“ (Lk 4,22) usw.

Der Umgang Jesu mit den Heiligen Schriften belegt, dass er oft die als selbstverständlich betrachteten Dinge auf den Kopf stellte: In allen Evangelien finden wir so

etwas wie eine prophetische Stimme von ihm gegen den einen oder anderen gewohnten Auslegungszugang und gegen eine bestimmte Art, mit der Tradition der Väter umzugehen: Denken wir z.B. an seine konsequente und doch menschenfreundliche und manchmal radikale Interpretation der Tora und der Tradition in der Bergpredigt (Mt 5-7; Lk 6), an seine Sichtweise von Sabbatvorschriften (Mk; Mt; Lk) und Essvorschriften (Mk), an seine neue Definition des Gebetsortes und der Nachkommenschaft Abrahams (Joh 4; 8). Ihm ging es vor allem um den Geist der Schriften und der Traditionen, und nicht um den Buchstaben. Er wollte die Vorschriften vor allem in den Dienst an Menschen stellen, denn er sah darin Anweisungen zum Leben. Dies war nicht ohne Einfluss auf die Menge und blieb nicht ohne Konsequenzen in seinem Verhältnis zur jüdischen Führung.

Auf der anderen Seite sieht man, dass die Evangelisten, die Zeugnis darüber ablegen, es aus der Perspektive ihres Glaubens und ihrer jeweiligen Gemeinden tun, indem sie in Jesus die Erfüllung des Vorausgesagten sehen. Die Überzeugung davon, dass das (Voraus-)Gesagte in den jüdischen Schriften in Jesus in Erfüllung gegangen sei, ist ganz deutlich bei Paulus zu sehen, dessen Schreiben älter sind als die Evangelien: Er argumentiert mit seinen jüdischen Heiligen Schriften, die er im Sinne Jesu darstellt, und versucht seine Landsleute davon zu überzeugen, dass Jesus der Sohn und Gesandte Gottes ist, durch den Gott sie und die Welt retten will. Das ist der Grund, warum er, laut Apostelgeschichte, zunächst auftrat und die damalige Welt bereiste. Als er in eine Stadt kam, ging er ganz natürlich zunächst zu seinen Landsleuten, die in der betroffenen Stadt lebten, um sie für den Glauben an den Gekreuzigten und Auferstandenen zu gewinnen.

Die Anhänger Jesu der ersten Stunde waren Juden. Sie lebten nach den jüdischen Vorschriften. Ihre Heiligen Schriften waren die des Volkes Israel. So hatten sie die „Antenne“ dafür, die Lehre Jesu zu verfolgen und sie mit der von Schriftgelehrten

zu vergleichen. Wenn z.B. in der Apostelgeschichte gesagt wird, dass die Apostel nach dem Tod und der Auferstehung Jesu sich versammelten mit Maria und anderen Frauen, um die Schriften zu lesen, zu beten und das Brot zu brechen, heißt das, dass sie sie aus keinen anderen Schriften lasen als aus den Heiligen Schriften der Juden. Sie hatten keine anderen. Sie zeigten sich und lebten als Anhänger der jesuanischen Bewegung, was dazu führte, dass sie in Schwierigkeiten gerieten, die wiederum dazu führten, dass sie aus den Synagogen ausgeschlossen wurden. Auf der anderen Seite mussten sie auf Kompromisse eingehen, um mit den Heidenchristen einen *modus vivendi* zu finden, damit das neue Zusammenleben im Glauben an den Gekreuzigten und Auferstandenen gelingen konnte. Bis zur Bildung des christlichen Schriftkanons gab es also nur die hebräische Bibel, die auch die Bibel der Christen war neben den mündlich weitergegebenen Traditionen um Jesus Christus.

Die Bildung des christlichen Kanons ist später erfolgte. Er besteht aus den Heiligen Schriften Israels und denen, die das Zeugnis der Urchristen für Jesus und seine Lehre ablegen. Das sind die *zwei Teile der christlichen Bibel* – unserer Bibel –, abgesehen von der einen oder anderen Abweichung zwischen Juden und Christen, was das sog. Alte Testament angeht. Dass der erste Teil unserer Bibel „Altes Testament“ heißt, wurde in den letzten Jahren zum Diskussionsstoff unter den Exegeten des Alten Testaments, die darin eine Art Unterordnung unter das Neue Testament sehen. Sie betonen zu Recht die Eigenständigkeit des ersten Bibelteils, der als solcher gelesen und ausgelegt werden soll. Die Meinung, dass das Alte Testament nicht aus der Sicht des Neuen Testaments gelesen werden soll, ist mittlerweile – exegetisch betrachtet – ein Konsens unter Fachleuten⁹.

Der Umgang mit der Bibel in unserer katholischen Kirche hat mit Hilfe der Exegese große Schritte nach vorn getan¹⁰: Nicht nur hat sich die Bibelkunde und die Bibelkenntnis unter den katholischen

Christgläubigen breitgemacht, sondern die katholische Exegese verrichtet heute einen unverzichtbaren Dienst für die ganze Kirche. Der geforderte Dialog zwischen der Exegese und der Theologie sowie zwischen der Theologie und der offiziellen Lehre der Kirche kann heute nicht gelingen ohne Berücksichtigung exegetischer Ergebnisse. Andererseits können sich heute die wissenschaftliche Exegese und die Theologie nicht erlauben, die jüdisch-rabbinische Interpretation des Alten Testaments und die Glaubensgeschichte Israels zu ignorieren. Beide bilden eine wichtige Quelle für die katholische Theologie und Lehre.

Das Kirchenjahr

Ein katholisches Glaubensereignis wie die Ausrufung des „Heiligen Jahres“ gehört nicht zum Alltagsleben der Kirche. Das „ordentlich“-katholische Kirchenjahr läuft – wie wir wissen – nach einem dynamischen Rhythmus, der offiziell-kalendarisch festgelegt ist. Dieser Rhythmus wechselt zwischen den geprägten Zeiten und dem Jahreskreis, und er lässt sich ganz bewusst (zwischen diesen Zeiten) durch bestimmte Feste und Gedenktage unterbrechen, so als wollte er dadurch das gläubige, feiernde und pilgernde Volk sozusagen geistlich aufatmen lassen. Die entsprechenden liturgischen Farben tragen dazu bei, indem sie mit ihrem jeweiligen symbolischen Charakter die Gläubigen emotional, sachlich und themenorientiert in diesen liturgischen Rhythmus einbeziehen.

Der wechselnde Kirchenjahresrhythmus geschieht auch dadurch, dass das Kirchenjahr in einen Zyklus von drei Jahren eingeteilt ist. Dabei haben die katholischen Christgläubigen die Möglichkeit, die abwechslungsreichen religiösen Angebote in Anspruch zu nehmen, wie z. B. die verschiedenen lehrreichen Lesungen aus dem Alten und dem Neuen Testament. Den Höhepunkt erreicht das Kirchenjahr am Fest der Auferstehung Jesu. Denn das Osterfest ist das Stiftungsfest schlechthin, das dem

Inkarnationsfest an Weihnachten Sinn gibt und damit den christlichen Glauben überhaupt (siehe 1 Kor 15) begründet.

Mit anderen Worten: Wie das katholische Kirchenjahr begangen und gefeiert wird, unterscheidet sich inhaltlich und formal vom jüdischen Jahr. Aber es gibt katholische Feste, die ihre Entsprechungen im früh- und Spätjudentum finden, oder sie werden vor dem Hintergrund von Texten aus der jüdischen Bibel begangen. Wer würde das christliche Osterfest tief begreifen, ohne es vor dem Hintergrund des jüdischen Pessachfestes zu betrachten¹¹, oder das Pfingstfest als Erntefest und Geburtsstunde der Kirche verkünden, ohne von seinen jüdischen Ursprüngen auszugehen und davon zu unterscheiden¹²? Juden feiern keine Weihnachten, weil Jesus für sie keine messianische Voraussetzung erfüllt, aber das Chanukkahfest enthält Elemente, die bei uns weihnachtliche Züge haben wie etwa das Licht und Geschenke¹³. Juden verehren keine Heiligen, aber die Verehrung der Heiligen bei den Katholiken geschieht vor dem Hintergrund der Verehrung des einen Gottes, des Heiligen Israels: Die z. B. aus der Offenbarung des Johannes vorgetragene Lesung (Offb 7) am Allerheiligenfest nennt die unvorstellbare Zahl der Heiligen Israels, bevor sie die Schar aus allen Nationen und Stämmen, Völkern und Sprachen erwähnt.

Wer die katholische Eucharistiefeier verstehen will, der kann – über alle doktrinen Unterschieden hinaus – ihren kultischen (Opferdimension) und synagogalen Charakter (Leseordnung: Tisch des Wortes) nicht ignorieren. Sie wird am Sonntag, dem ersten Tag der Woche, an dem Jesus auferstanden ist, begangen, und steht damit parallel zum jüdischen Schabbat, dem Tag des Herrn zum Gedächtnis an den 7. Schöpfungstag, an dem der Schöpfer ruhte.

Sind es nicht Texte aus der jüdischen Bibel, die zur Gestaltung und Feier der geprägten Zeiten beitragen? Dabei wird – schon in der Zeit des Neuen Testaments – aus christlicher Sicht Bezug darauf genommen, was nicht im Sinne des jüdischen Glaubens

ist. Gott sei Dank, dass die moderne Exegese des Alten Testaments uns mittlerweile gelehrt hat, dass die Texte aus dem Alten Testament zunächst aus ihrer jüdisch-biblischen Perspektive zu betrachten sind, bevor sie zum Stoff irgendeiner Aneignung werden.

Wer wollte etwa den Stellenwert des Psalmenbuches in der katholischen Gebetsordnung bzw. in der Liturgie ignorieren? Dieser Stellenwert greift auf eine lange Tradition zurück, die ihren Ursprung im Früh-, Spät- und heutigen Judentum hat. Die katholischen Christgläubigen können sich in den vielstimmigen jüdisch-biblischen Liedern wiederfinden, welche aus unterschiedlichen Lebenssituationen zur ihrer Entstehungszeit formuliert worden sind und den heutigen christlichen Beter aufgrund von Anpassungsmöglichkeiten persönlich ansprechen: Sowohl der öffentliche Gottesdienst als auch das individuelle Gebet bilden ihren „Sitz im Leben“ für jedermann, damals wie heute¹⁴.

Die o. g. Beispiele lassen sich in die formal kalendarische Struktur einbetten. Diese ist es, an die Feste, Feiern und Gedenktage angepasst werden. Die christliche Zeitrechnung hat sich weltweit durchgesetzt, und das katholische Kalendermodell – geprägt durch die römisch-hellenistische Weltanschauung, wie es von Papst Gregor festgelegt wurde (Orientierung nach der Sonne) – verläuft innerhalb dieser Zeitrechnung. Aber die Grundidee des katholischen Jahreskalenders und die Grundordnung der Liturgie haben ihren Ursprung in der jüdischen Zeitrechnung. Allein der Wochenverlauf in sieben Tagen (sechs Arbeitstage und ein Ruhetag), den die Welt bzw. der katholische Kalender übernommen haben, ist typisch jüdisch, und zwar dem biblischen Schöpfungsbericht treu, wobei der Sonntag für die Christen (bzw. Katholiken) der erste Tag der Woche ist, an dem Jesus auferweckt wurde, was dem Schabbat, dem (jüdischen) Ruhetag in Anlehnung an den Ruhetag Gottes (den ersten Ruhetag) nach der Erschaffung der Welt und des Menschen, entspricht.

Das jüdische Jahr, das – wie das katholische –, nach Tagen, Wochen und Monaten gezählt wird, folgt also einer Logik (Orientierung nach Mond und Sonne), die nicht nur zu einer anderen Zeitrechnung, sondern auch zu einer anderen Festlegung von Feier- und Festtagen führt¹⁵, abgesehen davon, dass das universelle Ziviljahr auch in Israel anerkannt ist¹⁶. Der jüdische Kalender zählt Tage, Monate und Jahre nach dem Schöpfungsbericht, so dass das jetzige Jahr 2016 jüdisch betrachtet das Jahr 5776 ist¹⁷. Auf jeden Fall sind, trotz der Tatsache, dass mit dem Geburtsjahr Jesu die jetzige weltweite Zeitrechnung sich durchgesetzt hat, die kalendarische Grundordnung und der Verlauf des Kirchenjahres nicht aus der Luft gegriffen, sondern sie finden eine ihrer Inspirationsquellen im Judentum, das die ursprüngliche Zeitrechnung kennt.

Schlusswort

Das Fazit kann nur „et cetera, et cetera, et cetera“ lauten. Im Sinne von: Es gibt noch andere gemeinsame Aspekte zwischen Judentum und Christentum, die nicht erwähnt wurden. Die in diesem Aufsatz angegangen wurden, dienen als Illustration für die These, dass das Judentum für die christliche Religion mehr als eine Schwesterreligion ist: Es ist die Mutterreligion des Christentums, so dass sich die Christgläubigen bzw. die Katholiken als geistliche Kinder von gläubigen Juden betrachten können und dürfen. Freilich bildeten Jesus und seine Anhänger eine Strömung innerhalb des Judentums¹⁸, bis diese nach dem Tod und der Auferstehung Jesu aus den Synagogen ausgeschlossen wurden¹⁹. Uns geht es heute darum, das Bewusstsein dafür wachzuhalten, dass der geforderte und geförderte Dialog zwischen Judentum und Christentum nichts anderes ist als ein kommunikatives Geschehen innerhalb der Abrahamsfamilie, um Missverständnisse auszuräumen, die doktrinären Abweichungen zu erkennen und viel deutlicher die Verwandtschaft zu betonen.

Anmerkungen:

- ¹ Das II. Vatikanische Konzil: Das Dekret „Nostra aetate“. Die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen, besonders Artikel 4, in: Karl RAHNER/Herbert VORGRIMLER, Kleines Konzilskompodium. Sämtliche Texte des Zweiten Vaticanums (Herderbücherei), 24. Aufl. Freiburg i. Br. 1993, S. 349-359.
- ² Ebd., S. 358. 359.
- ³ Auf jeden Fall geht es dabei darum, die Gleichheit zwischen den Kindern Israels wiederherzustellen, indem man den Sippen, die ihren Besitz verloren hatten, neue Möglichkeiten eröffnete, aber auch die Sklaven frei ließ, die ihre Freiheit und Würde verloren hatten. Dazu siehe: Fritz RIENECKER/Gerhard MAIER, Lexikon zur Bibel, 2. Aufl. Wuppertal 2000, Sp. 418-420; Papst FRANZISKUS, Enzyklika Laudato si – über die Sorge für das gemeinsame Haus (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 202). Bonn 2015, S. 54-55.
- ⁴ Fritz RIENECKER/Gerhard MAIER, op. cit., Sp. 419.
- ⁵ Die jüdische Vielfalt und Heterogenität zeichnet sich dadurch aus, dass man heute spricht von: Ultraorthodoxie, Orthodoxie, konservativem Judentum, liberalem Judentum, progressivem Judentum und rekonstruktionalistischem Judentum innerhalb des modernen Judentums (siehe Paul SPIEGEL, Was ist koscher? Jüdischer Glaube – jüdisches Leben (Ullstein Taschenbuch). Berlin 2005, S. 11-31.
- ⁶ Weitere interessante Erläuterungen kann der interessierte Leser nachlesen bei Rachel HERWEG, Zur Begründung einer Trennungsgeschichte. Jesus aus jüdischer Sicht, in: Welt und Umwelt der Bibel, 38 (2015), S. 16-23.
- ⁷ Siehe die Geschichte seiner Berufung, die Anfänge seiner Tätigkeit sowie seine Missionsreisen in Apg 9,1-31; 13-21,26, was seine Briefe an die von ihm gegründeten Gemeinden bezeugen.
- ⁸ Er trat in den Synagogen auf, um seine Glaubensbrüder und -schwestern zu überzeugen, dass Jesus der Messias ist. Nicht alle konnte er aber gewinnen.
- ⁹ Daraus ist der Vorschlag „Erstes Testament“ anstatt „Altes Testament“ entstanden.
- ¹⁰ Zugänge zur Bibel gehen vom Bibelteilen über Bibliodrama und Bibliolog bis zu wissenschaftlichen Verfahren.
- ¹¹ Das christliche Osterfest kann nicht ohne die Exoduserfahrung des frühen Israel und deren liturgische Repräsentation im Sedermahl verstanden werden, so Josef WOHLMUTH, Gast sein im Heiligen Land. Ein narrativ-theologisches Reisebuch. Paderborn – München – Wien – Zürich 2008, S. 125.
- ¹² Das Pfingstfest, das 50 Tage nach Ostern gefeiert wird und laut Apostelgeschichte am Fest der Weizenernte, 50 Tage nach dem österlichen Fest

gefeiert wurde, erinnert uns an Schawuot (laut Lev 23), den jüdischen fünfzigsten Tag nach Pessach, an dem die Ernte von Weizen stattfand und als Wochenfest begangen wurde (ursprünglich Erntedankfest), wobei Synagogen heute symbolisch dafür mit Blumen, mit Ästen und Zweigen geschmückt werden (vgl. Paul SPIEGEL, op. cit., S. 243f; Josef WOHLMUTH, op. cit., 156-157. 268-273; Manfred BECKER-HUBERTI, Lexikon der Bräuche und Feste, 3. Aufl. Freiburg – Basel – Wien 2001, S. 329.

¹³ Siehe Paul SPIEGEL, op. cit., S. 243f.

¹⁴ Vgl. Erich ZENGER u.a., Einleitung in das Alte Testament, 8. Aufl. (Kohlhammer Studienbücher Theologie, Band 1,1). Stuttgart 2012, S. 449-452.

¹⁵ Wobei es immer wieder dazu kommt, dass das Pessachfest zur gleichen Zeit mit dem christlichen bzw. katholischen Ostern gefeiert wird.

¹⁶ Stellvertretend für die jüdische Öffentlichkeit schreibt Spiegel dazu: „Es ist dies ein ganz willkürliches Datum. Das muss man sich immer wieder vor Augen führen. Das Geburtsjahr eines kleinen jüdischen Jungen in Bethlehem, genannt Jesus, wird zum Jahr 1 einer neuen Zeitrechnung, nach der wir alle heute leben, deklariert“ (Paul SPIEGEL, op. cit., S. 190).

¹⁷ Für mehr Details siehe Paul SPIEGEL, op. cit., S. 192-197.

¹⁸ S. Anmerkung 5, in der auf die Vielfalt und Heterogenität innerhalb des Judentums hingewiesen wurde: Dies betrifft das Früh-, Spät-, moderne und heutige Judentum.

¹⁹ Sie mussten lernen, eigenständig zu werden und sich weiterzuentwickeln. Das heißt, von anderen jüdischen Strömungen sonderten sich die Judenchristen dadurch ab, dass sie sich zu Jesus – der in den Augen der Juden ein normaler gläubiger Jude war – als dem erwarteten Messias bekannten. Hinzu kam die Öffnung zu den Völkern (Heiden), die im Sinne Jesu für die aktualisierte Interpretation des jüdischen Gesetzes entscheidend war: Die Völker unterliegen z. B. nicht den jüdischen Essensvorschriften und der Beschneidung.

Hans-Georg Schornstein

AnsprechBar

Offenes Gesprächsangebot im Bistum Aachen

Entstehung des Projektes

Seit dem 1. Oktober 2014 gibt es im Bistum Aachen ein Projekt, das zunächst auf drei Jahre angelegt ist. Unter dem Namen „ansprechBar“ werden Gespräche zu Sinn- und Glaubensfragen angeboten. Das Angebot richtet sich an Menschen unabhängig von ihrer Religion oder Konfessionszugehörigkeit.

Das Vorhaben hatte einen etwa einjährigen Vorlauf. Der Ursprungsgedanke war, im Bistum Aachen eine Anlaufstelle für Menschen einzurichten, die außerhalb der Kirche stehen, sich aber mit Sinnfragen auseinandersetzen, also „auf der Suche“ sind. Schon bald wurde jedoch klar, dass es nicht einfach, wenn nicht sogar unmöglich ist, eine solche Zielgruppe abzugrenzen. Bei zufälligen Treffen kommt immer wieder das Gespräch auf den Glauben oder die Kirche, zumal wenn die Gesprächspartner wissen, dass ihr Gegenüber in der Kirche engagiert oder gar Priester ist. Aber allein auf Zufälligkeiten lässt sich kein solches Projekt aufbauen. War mit dieser Erkenntnis nun das Projekt gestorben? – Mitnichten!

Denn: Ein solches Gesprächsangebot ist nicht nur für Menschen interessant, die außerhalb von Kirche stehen. Viele Kirchenmitglieder haben ihre Fragen, ihre Glaubensprobleme, Ärger oder andere Erfahrungen, die sie mit jemandem austauschen möchten. Oder aber sie suchen einfach ein Gespräch über „Gott und die Welt“. Mit dieser Erkenntnis wurde die Grundausrichtung des Projektes deutlicher: dasein – zuhören – mitfühlen – zuraten – begleiten, und vor allem: ZEIT haben für jeden und

jede, der/die das Bedürfnis hat, ein ernsthaftes Gespräch zu führen.

Die nächste „Baustelle“ tat sich auf: Das „Kind“ musste einen Namen haben. Verschiedene Vorschläge wurden rasch verworfen oder erwiesen sich mit der Zeit als nicht passend (z. B. Querglaube; Querbeet; Kompass). Die Wahl fiel schließlich auf „ansprechBar“. „ansprechBar“ trifft genau das, was das Projekt will: ansprechbar sein für Menschen in ihrer konkreten, gegebenenfalls problematischen Lebenssituation, unabhängig von Konfession und Religionszugehörigkeit, absichtslos und im wahrsten Sinne niederschwellig. „ansprechBar“ war allen Beteiligten recht bald vertraut und stieß auf positive Resonanz. Der Name für das Projekt war gefunden – und lässt Spielraum für Kreativität.

Ein Test bei der Aachener Heiligtumsfahrt 2014

Da seit März 2014 die Projektüberlegungen eine gewisse Dynamik entwickelten und sich die konkrete Gestalt immer mehr abzeichnete, entstand die Idee, schon während der Aachener Heiligtumsfahrt vom 20.–29. Juni 2014 ein Gesprächsangebot zu machen. Die Frage war: Wo sollte dieses stattfinden? Die Kirchen der Innenstadt waren alle längst mit einem dichten Veranstaltungsprogramm – Gottesdienste, Ausstellungen etc. – belegt. Und außerdem sollte das Angebot ja nicht nur Pilger erreichen, sondern auch ganz normale Passanten. So kam der Gedanke auf, das Angebot im „Cafe Extrablatt“ durchzuführen, einem Café und Bistro mitten in der Aachener Innenstadt am Markt gelegen. Hier kehren junge Menschen, Studierende, aber durchaus auch Menschen anderer Generationen ein. Die Reaktion von Geschäftsführung und Filialleitung fiel überraschend positiv aus: Man war gern bereit, für fünf Stunden täglich einen Tisch zur Verfügung zu stellen, an dem bei einem Latte Macchiato oder einer Cola Gespräche geführt werden

konnten. Damit konnte gestartet werden. Das Angebot wurde in das Tagesprogramm der Wallfahrt aufgenommen, zusätzlich wurde über Plakate und kleine Flyer darauf aufmerksam gemacht. Im „Extrablatt“ selbst wies ein Schild auf den Tisch und den Gesprächspartner hin. Viele nahmen das Angebot wahr – mal kam ein Small talk zustande, oft aber auch intensive und persönliche Gespräche.

Die Aachener Lokalpresse wurde auf den „Kumpel, Kummerkasten Therapeut – Seelsorger“ aufmerksam und veröffentlichte ein ausführliches Interview auf der überlokalen, regionalen Seite, die bis nach Heinsberg und in die Nordeifel reicht. Hierdurch wurde der Name „ansprechBar“ und das Anliegen des Projekts zum ersten Mal über den engeren Kreis hinaus bekannt.

Konkretisierungsphase

Nun ging es darum, die Idee zu konkretisieren und ein Konzept zu entwickeln. Strukturell wurde das Projekt der Abteilung Grundfragen und Grundaufgaben der Pastoral in der Hauptabteilung Pastoral/Schule/Bildung des Bischöflichen Generalvikariats zugeordnet, Ein eigener, vom Bistumsportal unabhängiger Internetauftritt wurde gestaltet, um deutlich zu machen, dass dieses Angebot nicht rein innerkirchlich anzusiedeln ist, sondern über Konfessions- und Religionsgrenzen hinausreichen will. In einem frischen Layout, mit prägnant formulierten Texten und einem im wahrsten Sinne „ansprechenden“ Logo ging die Website www.ansprechbar.ac im September 2014 online.

Zum gleichen Zeitpunkt wie die Homepage entstanden Flyer für verschiedene Zielgruppen, von denen sich etwa die Hälfte mit verschiedenen Slogans auf der Titelseite (z. B. „Von mir wird zu viel erwartet.“ „Ich schaffe das nicht mehr.“ oder „Perspektiven? Ich habe noch nicht mal *eine*.“) an junge Menschen richtete. Die Flyer wur-

den zur Werbung in der Stadt Aachen und der Umgebung eingesetzt.

Parallel dazu ging es darum, Räumlichkeiten für „ansprechBar“ zu finden. Eine erste Option war es, leerstehende kirchliche Räume in zentraler Lage zu nutzen. Dagegen sprach die hohe Hemmschwelle, die besonders kirchenferne oder kirchenkritische Menschen überwinden müssten, um das Angebot zu nutzen. Als nächstes kam die Idee auf, ein Ladenlokal in der Innenstadt zu mieten. Diese Idee war reizvoll, weil „Kirche“ sich damit aus dem gewohnten Kontext heraus gewagt hätte und in der Öffentlichkeit präsent gewesen wäre. Der Nachteil hätte darin bestanden, dass es unter diesen Umständen schwer geworden wäre, den Besuchern eine gewisse Anonymität zu bieten, die aber Voraussetzung für persönliche Gespräche ist.

„ansprechBar“ befindet sich heute gemeinsam mit der Katholischen Glaubensorientierung im Bistum Aachen in nicht-kirchlichen Räumlichkeiten in der Innenstadt mit guter Verkehrsanbindung. Es gibt einen Büroraum mit zwei Arbeitsplätzen und Teeküche, einen Besprechungsraum mit Konferenztischen und einer gemütlichen Sitzecke und – als „Highlight“ – im Eingangsbereich eine speziell angefertigte „Bar“, an der sich ungezwungen das eine oder andere Gespräch ergibt.

Themen

Die Themen, die von den Gesprächspartnern/innen angesprochen werden, sind äußerst breit gefächert, was sicher auch mit der sehr offen angelegten Konzeption von „ansprechBar“ zusammenhängt. Häufig werden Glaubens-, Sinn- oder Familienfragen angesprochen, aber auch die eigene Lebensbiografie, Krankheit, Trauer und Verlust, kirchliche und theologische Themen kommen zur Sprache.

Manche Gespräche erfordern eine fachliche, bisweilen therapeutische Fortführung,

die im Rahmen von „ansprechBar“ nicht geleistet werden kann. Deshalb besteht ein guter Kontakt mit verschiedenen kirchlichen und nicht-kirchlichen Beratungsstellen in der Stadt Aachen. Über ausliegende Flyer wird auf Angebote weiterer Einrichtungen hingewiesen. Umgekehrt verweisen auch andere Beraterinnen und Berater auf das Angebot von „ansprechBar“, wenn es um geistliche sowie Glaubens- oder Sinnfragen geht, die den Umfang deren Beratungsangebots übersteigen.

Profil und Portfolio

„ansprechBar“ setzt seinen Schwerpunkt auf Gespräche. Dies können sowohl Einzel- als auch Gruppengespräche sein. Es gibt feste Sprechzeiten, zum einen in der „ansprechBar“, aber auch weiterhin einmal wöchentlich im Cafe Extrablatt. Darüber hinaus können individuelle Gesprächstermine vereinbart werden. Die meisten finden in der ansprechBar statt, es ist aber auch möglich, Gespräche an anderen Orten zu arrangieren. Das kann vor allem für Gruppen wichtig sein, aber auch für Menschen, die nicht mehr mobil sind. Das Profil von „ansprechBar“ ist von dem Anliegen geprägt, als Kirche mit einem personalen Angebot die Nähe zu den Menschen suchen, unabhängig davon, ob diese religiös oder kirchlich sozialisiert, interessiert oder engagiert sind.

Auch darüber hinaus wird in die ansprechBar eingeladen. Der Ort und sein Programm sollen so attraktiv und einladend sein, dass sie in der Öffentlichkeit als Gesprächsraum wahrgenommen werden. Sich neben kommerziellen Bars und Kneipen und inmitten eines dichten kulturellen Veranstaltungskalenders der Stadt Aachen auf dem Markt der Möglichkeiten zu etablieren und zu behaupten, ist allerdings nicht leicht – diese Erfahrung mussten die Projektverantwortlichen bereits machen. So gab es z. B. von Oktober 2014 bis Juni 2015 einmal wöchentlich das Angebot eines Offenen

Gesprächskreises in der „ansprechBar“, das aber nicht angenommen wurde.

Eine andere Initiative zielt darauf „nach draußen zu gehen“, da zu sein, wo die Menschen sind, und ihre Fragen und Erfahrungen aufzugreifen. Diese Bewegungsrichtung versucht „ansprechBar“ z. B. zweimal jährlich bei einer Eifelsteigwanderung umzusetzen, bei der die Teilnehmer/innen während des Gehens miteinander ins Gespräch kommen. Außerdem zeigt „ansprechBar“ mit einem kleinen Stand auf dem Historischen Jahrmarkt, der alljährlich um das Fronleichnamswochenende in Aachen-Kornelimünster stattfindet, und auf der Verbrauchermesse „50 plus“ Präsenz. Neben zahlreichen intensiven Gesprächen sorgt der Stand bei manchem Jahrmarkt- oder Messebesucher für große Überraschung, da Kirche im allgemeinen nicht bei derartigen Veranstaltungen anzutreffen ist.

Aufgabe des Beirats, der im Mai 2015 eingerichtet wurde, wird es sein, den Projektverlauf kritisch zu begleiten, die Außenperspektive einzubringen sowie weitere Orte und Ereignisse im öffentlichen Raum zu identifizieren, bei denen das Projekt nicht nur für sein außergewöhnliches Angebot werben, sondern über die dort bespielten Themen und Inhalte (z. B. Hochzeitsmesse) bzw. die dort herrschende Atmosphäre (z. B. Weihnachtsmarkt) ein Gesprächsangebot platziert werden kann. In einem nächsten Schritt wird, auch unter Berücksichtigung personeller Ressourcen, zu klären sein, wie diese Ideen realisiert werden können.

Was ist das Besondere an „ansprechBar“?

Zunächst einmal ist wichtig zu betonen, dass „ansprechBar“ keinen Anspruch auf Exklusivität erhebt. Das Angebot versteht sich als ergänzend, nicht als konkurrierend zu anderen Gesprächsmöglichkeiten und -angeboten. Dennoch gibt es Parameter,

die „ansprechBar“ ein gewisses Alleinstellungsmerkmal verleihen:

- Kirche geht mit einem Gesprächsangebot in den öffentlichen Raum (Cafe Extrablatt, Historischer Jahrmarkt, Messe 50 plus, Newcomer Day) und setzt sich dort ohne den sicheren institutionellen Rahmen aus.
- Der Name entwickelt sich zum festen Begriff und beinhaltet ein Programm, das durch eine konkrete Person/konkrete Personen verbindlich und kontinuierlich garantiert wird: „Kirche ist ansprechbar!“
- Das Projekt bietet einen großen Experimentier- und Entwicklungsraum. Ein Beirat begleitet das Projekt kritisch und entwickelt neue Ideen, wobei das Prinzip der Organisationsphilosophie darin besteht, auf Zuruf zu reagieren, sensibel für Bedürfnisse zu sein und Resonanzen aufzunehmen statt offensiv zu agieren.
- Die Angebote von „ansprechBar“ sind absichtslos. Sie wollen nicht missionieren oder rekrutieren und haben doch einen missionarischen Effekt in dem Sinne, dass Kirche – anders als in vielen Klischees – als offen, beweglich und dem Menschen zugewandt wahrgenommen wird.
- Das wichtigste Moment – und in gewisser Weise ein Luxus – ist: Hans-Georg Schornstein, der die Idee zum Projekt hatte und darin seine Berufung gefunden sieht, hat Zeit! Während er früher als Gemeindepfarrer oft sagte: „Dafür nehme ich mir Zeit.“ kann er jetzt sagen: „Ich *habe* Zeit.“ – ein qualitativer Unterschied.

Der Projektverantwortliche zieht Bilanz

Im ersten Jahr ging es zunächst darum, ‚ansprechBar‘ im innerkirchlichen Bereich,

aber auch darüber hinaus bekannt zu machen. Dies geschah durch eine gut und einladend gestaltete Homepage, den weitflächigen Versand von Flyern sowie mehrere Presseartikel sowohl in der Kirchenzeitung als auch in der Lokalpresse. Und nicht zu unterschätzen ist die Mundpropaganda. So sprach ich bei vielen Gelegenheiten und persönlichen Kontakten immer wieder begeistert von „meinem“ Projekt.

Anfangs kamen eher Menschen, die mich schon aus anderen Zusammenhängen kannten, und die Chance nutzten, mit mir ins Gespräch zu kommen, da ich jetzt ja Zeit habe. Inzwischen überwiegt bei weitem der Teil der Menschen, die mich bis zum Gespräch noch nicht kannten, und die durch diverse Veröffentlichungen oder durch Empfehlungen Dritter auf mein Angebot aufmerksam wurden.

Manche kommen mehrfach, ein paar regelmäßig, viele aber auch nur einmal. Die meisten, knapp 50%, vereinbaren mit mir einen Termin, knapp 30% kommen ins Cafe Extrablatt, die anderen verteilen sich auf die offenen Sprechzeiten oder Telefongespräche. Persönlich vereinbare ich am liebsten eigene Gesprächstermine, weil ich hier wirklich Zeit habe für die Menschen und ihre Themen. Das tut mir selbst gut, und meine innere Ruhe überträgt sich auch auf das Gesprächsklima. Am stärksten vertreten ist die Gruppe der 50-70 Jährigen, gefolgt von den 30-50 Jährigen.

Ein deutliches Zeichen, wie „ansprechBar“ im außerkirchlichen Raum angenommen wird, ist die Tatsache, dass mein Angebot seit Juni auf der Homepage des Cafe Extrablatt in Aachen steht – mitten unter Wraps, Currywurst und Eiskarte. Seit Dezember 2015 macht ein Plakat mit einem Porträtfoto von mir im Cafe Extrablatt auf mein Gesprächsangebot aufmerksam.

Immer wieder höre ich von Gesprächspartnern, dass sie froh sind, dass es eine solche Gesprächsmöglichkeit gibt. Auch in

Gesprächen über „ansprechBar“ erfahre ich positive Rückmeldungen und eine gute Resonanz.

Die Tatsache, dass ich Priester bin, ist nicht unbedingt notwendig für das Projekt, aber in manchen Gesprächen von großer Bedeutung. Ich spüre, dass viele Menschen mir allein auf Grund meines Priesterseins ein Grundvertrauen entgegenbringen und die Gespräche von Grund auf als vertrauensvoll empfinden. Auch verkörpere ich durch mein Amt die Amtskirche, und meine Äußerungen und Auffassungen zur kirchlichen Institution bekommen ein anderes Gewicht. Manche Gespräche münden auch in ein Beichtgespräch.

Ausblick

Das Projekt ist – wie schon anfangs erwähnt – auf drei Jahre angelegt. Die bisherigen guten Erfahrungen geben Anlass zur Hoffnung, dass sich das Projekt in diesem Zeitraum fest etabliert hat und über 2017 hinaus weitergeführt wird.

Die Öffentlichkeitsarbeit wird auch in Zukunft eine wichtige Aufgabe bleiben. Deshalb wird für das Jahr 2016 ein Medienplan aufgestellt, um die Bekanntheit von „ansprechBar“ zu erhalten und weiter zu fördern. Schwerpunkte des Angebots bleiben Einzel- und Gruppengespräche. Weitere geplante öffentliche Aktionen und Veranstaltungen ordnen sich dem Anliegen unter, auf niederschwelliger Ebene mit Menschen ins Gespräch zu kommen. Die Auseinandersetzung mit der konzeptionellen Frage, ob dabei eher der Weg nach außen zu öffentlichen Orten, an denen sich Menschen aus unterschiedlichen Gründen aufhalten, begangen werden soll oder die Menschen eher in die „ansprechBar“ eingeladen werden sollen, wird dabei eine große Rolle spielen.

Ich spüre in dem Projekt eine große Dynamik. Von daher ist schwer abzusehen,

wohin sich ansprechBar noch entwickelt. Aber eines weiß ich schon jetzt: Es bleibt spannend!

Weitere Informationen unter:

Hans-Georg Schornstein
ansprechBar Aachen
Bendelstr. 35
52062 Aachen
0241 - 47581174
www.ansprechbar.ac
schornstein@ansprechbar.ac

Georg Lauscher

Was kann Charles de Foucauld uns heute sagen?

Am 1. Dezember 1916 stirbt Charles de Foucauld einen gewaltsamen, anscheinend völlig sinnlosen Tod. Ich suche heute – 100 Jahre später – nach Verbindungen zwischen ihm und uns, ihm, dem unruhigen Gottsucher und Einzelgänger auf Menschensuche, und uns im pastoralen Dienst.

Im Ringen um den persönlichen Glaubens- und Berufungsweg war er für mich und für viele meiner Generation eine prägende Gestalt. Sein radikaler Lebenseinsatz schockierte und faszinierte uns. Da war nicht zu trennen zwischen der Hingabe an Gott und der Hingabe an die Menschen. Zugleich bot er uns in seiner Fremdheit und Radikalität Reibungsflächen an, die uns halfen, den eigenen Weg zu klären. Dass dieser ehemalige Soldat der französischen Kolonialmacht die Seite wechselte und sich unter den kolonialisierten Muslimen niederließ, stieß uns zum Nachdenken an: Wo ist mein Platz in der Gesellschaft, wenn ich mit der Nachfolge Jesu ernst mache?

Könnte uns dieser stille Prophet auch heute helfen, unsere persönlichen und pastoralen Wüsten zu bestehen? Acht Berührungspunkte habe ich entdeckt:

„Mein Gott, wenn es dich gibt ...“

Von der Verdunstung christlichen Glaubens in unserm Land wird nicht nur geredet. Tagtäglich erfahren wir sie. „Man sagt zu mir den ganzen Tag: Wo ist nun dein

Gott?" (Ps 42) Manchmal geht mir die Luft aus im Dienst. Ist der Gottesatem in mir, dieses stille, innere Feuer, nicht flacher geworden mit den Jahren?

Wie berührt mich da das Gebet, das Charles de Foucauld vor seiner Bekehrung umtreibt: „Mein Gott, wenn es dich gibt, dann lass mich Dich erkennen!“ Wie kann ich dich erfahren in der Wüste meines Alltags? Wie in den wachsenden Wüsten unserer pastoralen Landschaft? Wie kann ich widerständig bleiben und die Sehnsucht nach Dir wachhalten? Aufrichten will ich mich und ausrichten will ich mich auf dich Unbegreiflichen hin.

Mir helfen lassen

Foucaulds inneres Feuer treibt ihn an die äußersten Ränder der Gesellschaft, ja über die Ränder des Kirchenlebens und der westlichen Kultur hinaus. Dabei lebt dieser asketische Abenteurer nach dem Grundsatz: „Nichts annehmen, außer wenn es nicht zu umgehen ist.“ Bis er schließlich hungrig wie die benachbarten Tuaregs und ausgezehrt vom Einsatz schwer krank wird. Vereinsamt als weit und breit einziger Christ und Vertreter einer kolonialen Besatzungsmacht fühlt er sein Ende kommen. Da beginnen seine ebenso hungernen muslimischen Nachbarn sich zu sorgen um ihn, den Fremden. „Man hat für mich alle Ziegen im Umkreis von vier Kilometern zusammengesucht, die in dieser fürchterlichen Dürre noch etwas Milch haben. Der Appetit kommt wieder, es geht mir schon viel besser.“

Dies ist eine entscheidende Wende, eine Art zweiter Bekehrung für ihn: Jetzt muss er, der bislang Gebende, sich helfen lassen. Erst jetzt wird er wirklich einer von ihnen.

Ich erinnere mich und gegen die Fremdenangst im Land schreibe ich es hin: In der Textilfabrik rettete Ali, ein türkischer Muslim, meine rechte Hand. Eine Sekunde

später wäre sie von einer zentnerschweren Kaule zerquetscht worden. Und als ich mit meinen Kräften in extremen Wohn- und Arbeitsverhältnissen am Ende war, da haben mir ein Hindu, der Asyl bei uns suchte, und eine aus der Kirche ausgetretene Psychologin neu ins Leben geholfen.

Wer von uns hat nicht schon einen solchen Nullpunkt erlebt? Da bin ich selbst auf einmal der Geringste. Angewiesen auf die Aufmerksamkeit, die Ideen und die Tatkraft anderer. Ja, wir sind da, um zu dienen. Aber erlaube ich auch anderen, *mir* zu dienen? Kann ich zulassen, dass Gott mir durch sie hilft und mir meinen kleinen Horizont weitet?

Bruchstellen als Einfallswinkel Gottes

Das Leben Charles de Foucaulds scheint eine stete Folge von Abbrüchen und Aufbrüchen zu sein. Durch alle Unruhe hindurch entwickelt sich sein Leben von innen her, von Phase zu Phase Schritt für Schritt. Und am Ende ist es irgendwie ganz. Gewiss ein riskantes Abenteuer. Hätte er sich in den ständig wechselnden Umständen nicht rückhaltlos Gott und mindestens einem Menschen (Abbé Huvelin, seinem geistlichen Begleiter) anvertraut – er wäre vielleicht psychisch zusammengebrochen.

Brüche im Leben haben es in sich. „Ein zerbrochenes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verschmähen“, heißt es in Psalm 51. Erst nach der ersten Abwehrreaktion begreife ich: Nur ein verhärtetes Herz kann brechen. Mein Herz war also verhärtet! Diese Bruchstelle, dieses Scheitern kann mich tiefer für Gott öffnen. In vielen Berufungsgeschichten, die ich begleiten durfte, wurden Bruchstellen zu Einfallswinkeln Gottes. Ein Trauma wurde vom Albtraum zum Gottestraum. Oft erst nach langen Fluchtwegen. Wie bei Jakob auf seiner Flucht: „Wirklich, der Herr ist an diesem Ort, und ich wusste es nicht“ (Gen 28,16).

Aus einem „verwundeten Verwunder“ und einem „verwundeten Verdränger“ kann so ein „verwundeter Heiler“ (Henri Nouwen) werden, eine echte Seelsorgerin, ein echter Seelsorger.

Immer unabhängiger von Erfolg

Ich hatte dieses Wort noch nie gehört. Ein befreundeter Betriebsrat nannte es für seinen Einsatz entscheidend: „Erfolgsunabhängigkeit“ (Georg Wolter).

Charles de Foucauld hat bis zum Schluss keinen Erfolg, keine Bekehrungen, keine Nachfolger. In ständig wechselnden Herausforderungen müht er sich, doch ohne Erfolg. Dabei hört er nicht auf, mit sich und mit Gott zu ringen. Darum verbittert er nicht.

Wer sich und seinen Erfolg sucht, kann im pastoralen Dienst nicht froh werden. In immer größeren pastoralen Räumen fühlt sich mancher wie ein „Rufer in der Wüste“. Echte Resonanz wird selten. Wenn mein Einsatz durch Gottes Gnade hier und da Folgen hat, darf ich mich freuen. Doch nicht daran hängen.

„Ich werde jetzt 50 Jahre alt“, notiert Foucauld in der Wüste. „Welche Ernte müsste ich für mich und für andere eingebracht haben. Stattdessen stehe ich erbärmlich und bloß da...“ Häufig denkt er an den Propheten Daniel, der gesagt hat: Jerusalem wird „in bedrängter Zeit“ aufgebaut. Ja, die Zeiten und die Umstände sind bedrängend. Auch heute im pastoralen Dienst. Doch es verleiht innere Freiheit, in der Bedrängnis nicht am Erfolg zu hängen, sondern an Gottes Gegenwart.

Den Boden bereiten durch Güte

„Zeit der Aussaat“ heißt ein wichtiges Bischofswort der letzten Jahrzehnte. Doch stelle ich fest: Zum Säen ist die Zeit oft noch nicht reif. Der Boden erscheint hart

oder zugewachsen. Er kann die fremden, großen Worte kirchlicher Verkündigung gar nicht aufnehmen.

Charles de Foucauld lebt mitten unter Menschen, die seinen Glauben und seine Kultur nicht teilen. Und was tut er? „Ich tue hier, was ich kann: mit sehr viel Vorsicht und sehr viel Takt bemühe ich mich, das Vertrauen der Tuareg zu gewinnen, in Freundschaft mit ihnen zu leben ... Zuerst in aller Stille den Boden bereiten durch Güte, engen Kontakt und gutes Beispiel, dann Verbindung aufnehmen, sich bekannt machen und sie kennenlernen, sie aus tiefstem Herzen lieben, ihre Wertschätzung und Liebe erwerben und auf diese Weise Vorurteile abbauen, Vertrauen und Autorität gewinnen – das braucht Zeit ...“

Den Boden für Gottes Wort bereiten – damit fängt er bei sich selbst an: „Immer wieder im Evangelium lesen, um im Geiste die Taten, Worte und Gedanken Jesu gegenwärtig zu haben, damit wir selbst denken, sprechen und handeln wie Jesus. Ich glaube nicht, dass wir viel reden oder viel schreiben sollten, sondern wir müssen uns selbst neugestalten ...“

Darum geht es vor allem: uns selbst neugestalten! Das Wort Gottes will Fleisch werden in meinem Leben. Durch das Nadelöhr meines kleinen Lebens hindurch will Gott zur Welt kommen. Wenig verstehe ich vom Evangelium und wenig geht durch das Nadelöhr meines kleinen Lebens. Aber das Wenige will ich leben. Wie Jesus: den Menschen begegnen ohne pastorales oder klerikales Gehebe, zuhörend, mitfühlend, fragend, erzählend und manchmal konfrontierend.

Schwester und Bruder aller werden

„Beten Sie zu Gott, dass ich wirklich der Bruder aller Menschen dieses Landes sei“, bittet Foucauld in einem Brief. „Ich will alle Bewohner, Christen, Muslime, Juden

und Götzendiener daran gewöhnen, mich als ihren Bruder zu betrachten, den Bruder aller Menschen. ...durch christliche Brüderlichkeit im täglichen Umgang die Kluft überbrücken, die durch die Standesunterschiede aufgerissen ist."

Ob du Christ bist oder Muslim, Hindu oder Atheist, kirchennah oder kirchenfern – „lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe" (Klaus Hemmerle). Ohne dich, den muslimischen Nachbarn, ohne dich, die kirchenfeindliche Kellnerin, ohne dich, den arbeitslosen Freund, ohne euch – bin ich nicht in der vollen Realität. Und wenn ich einkehre in den göttlichen Grund meines und allen Lebens, sind wir bei aller Verschiedenheit eins. Ich bin überzeugt: Gott nimmt nicht einen von uns ohne die anderen. Ohne die anderen bin ich nicht ganz. „Allein kommt keiner von uns in den Himmel", gab mir Bruder Gabriel, der Trappist, mit auf den Weg.

Anbetung und persönliche Präsenz

Unzählige Tag- und Nachtstunden verbringt Charles de Foucauld vor der Armutsgestalt Christi in der Eucharistie. Hiervon geht er aus, hierhin kehrt er zurück. Auch für manchen von uns ist dies die letzte Zufluchtsstätte, die nach allem Bedenken und Bereden bleibt: Verweilen mit dem, was ist, im unendlich größeren Geheimnis Gottes. Gerade hier, in dieser Unterbrechung kann ich seine Führung neu erfahren: im Nichts-mehr-wollen, im Nichts-mehr-wissen, im Nichts-mehr-haben (Meister Eckart), in purer Präsenz. Mich Ihm mit allem aussetzen, der sich mir in seiner Armutsgestalt aussetzt. Da wird Eucharistie existenziell, und auch mein Leben kann ein „Das-ist-mein-Leib-Leben" werden.

Menschen in der säkularen Arbeitswelt leben die Eucharistie auf ihre Weise. Sie ge-

ben tagein tagaus ihre Lebenszeit und ihre Lebenskraft hin: damit andere leben können, ihre Familien, Kunden, Patienten etc. So leben sie Tag für Tag ein „Das-ist-mein-Leib-Leben" und „halten ihre Knochen hin". Eucharistie im Sinne der Lebenshingabe Jesu. Meist unbewusst, doch ganz real. Das Wort will „Fleisch werden" in der „Liturgie des Lebens". Alltäglich. Auch wenn Menschen dies nicht reflektieren und verbalisieren: Die Wahrheit, um die es in der Eucharistie geht, wird gelebt – auch von Nichtkirchgängern, Andersgläubigen, Ungläubigen.

„Liebst du mich?"

So die entscheidende Frage Jesu vor der Aufnahme in seinen pastoralen Dienst – an Petrus, an uns. Sie bleibt die alltägliche Bewährungsfrage. „Liebst du mich – in dir selbst, in den Nächsten, in den Fremden, in der Schöpfung? Liebst du mich in allem und über alles hinaus?" Höre ich sie noch, diese Frage nach meiner Liebe? Setze ich mich ihr noch aus?

In seinen Schriftbetrachtungen scheint Charles de Foucauld vor allem um seine Antwort auf diese Frage Jesu zu ringen: „Liebst du mich?" Von dieser Frage kommt er nicht los.

Doch wie kann ich diese Frage beantworten, ohne den Mund zu voll zu nehmen? Und wie vor allem täglich die Antwort leben? Tritt Gott heute nicht vor allem mit dieser Frage an mich heran?

Eine naive, romantische Liebe kann es nicht sein, eher eine beständige, alltägliche Verbundenheit. Ihn lieben, den ich kaum kenne? Und mich von Ihm lieben lassen? Wie das? Eine Liebesbeziehung, mit der ich nicht fertig werde, in der ich mich nicht religiös zur Ruhe setzen kann. Sie hält wach, macht mich zum Grenzgänger, doch vor allem fasziniert sie mich. Ich tauche in sie ein, wenn ich mich selbst in Liebe über-

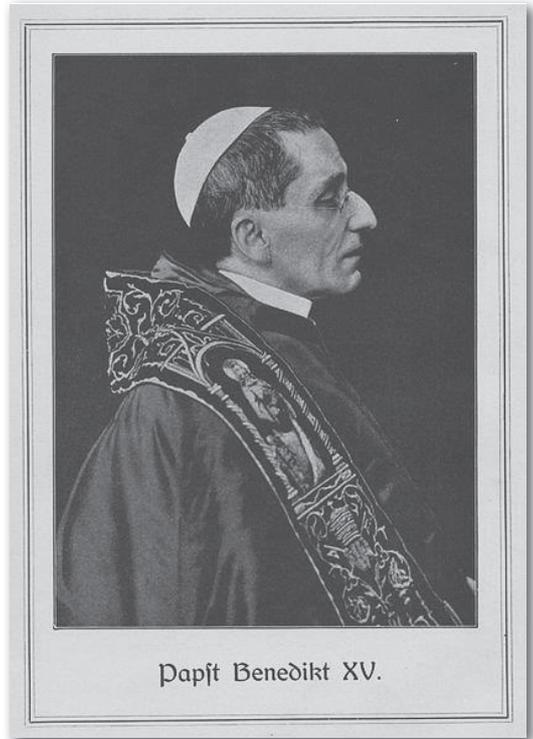
schreite und dabei manchmal den Eindruck gewinne, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Ist es Charles de Foucauld nicht ähnlich ergangen?

„Trockenheit und Finsternis ... Ich muss mich an das Leben aus dem (nackten) Glauben klammern. Durch diese innere Trockenheit ist jede Stunde eine Liebeserklärung, ein Akt der Liebe in der Nacht ...“ Noch am Tag seines Todes stellt er fest: „Man spürt nicht immer, dass man liebt und das ist ein zusätzlicher, tiefer Schmerz! Aber man weiß, dass man lieben möchte; und lieben wollen ist lieben. Man findet, dass man nicht genug liebt: Wie wahr ist das! Wir werden nie genug lieben! Aber der liebe Gott weiß, aus welchem Lehm er uns gemacht hat ...“

Bei der Familiensynode im Oktober 2016 wies Papst Franziskus ausdrücklich auf Charles de Foucauld hin: „Angezogen vom eremitischen Leben verstand er, dass man nicht in der Liebe zu Gott wächst, wenn man die Last der menschlichen Beziehungen meidet. Weil man lernt Gott zu lieben, wenn man die anderen liebt. Wenn man sich zu seinem Nächsten herunterbeugt, erhebt man sich zu Gott. Durch die brüderliche und solidarische Nähe zu den Ärmsten und Verlassensten verstand er, dass letztlich sie es sind, die uns evangelisieren, indem sie uns helfen in Menschlichkeit zu wachsen.“

Reimund Haas

Vom „unbekannten Papst“ zum „Pionier der europäischen Versöhnung“



Anton de Waal 1914, wikimedia

Papst Benedikt XV. und der Erste Weltkrieg

Im Jahr 2014 war primär des 100-jährigen Gedenkens des Ausbruchs des „Großen Krieges“, wie vor allem die Franzosen den Ersten Weltkrieg (1914–1918) nennen, in vielfältiger Weise erinnert worden. Dass

es auch der 100-jährige Beginn des Pontifikates von Papst Benedikt XV. (1914-1922) bedeutete, war allenfalls im Vatikan beachtet worden¹. Denn obwohl sich sein Pontifikat über die Jahre des ganzen Ersten Weltkrieges und die anschließende Umbruchphase in Europa erstreckte, galt Papst Benedikt XV. seinen zuvor wenigen bisherigen Biographen und in der allgemeinen Kriegs-Geschichtsschreibung als „the unknown pope“ und stand speziell in Deutschland im medialen Schatten seines Namens-Nachfolgers Papst Benedikt XVI. (2005-2013). So wird Papst Benedikt XV. in der großen Geschichte des Erzbistums Köln von Eduard Hegel nur mit seiner Enzyklika vom 15. Juni 1917 über den allgemeinen „Tiefstand der Predigt“ erwähnt², während er in der französisch konzipierten weltkirchlichen „Geschichte des Christentums“ (Bd. 12, deutsch 1992) auf knapp acht Seiten vorgestellt und wie folgt kurz charakterisiert wurde: „Klein und schwächig von Gestalt, aber von scharfem Verstand, bestieg Benedikt XV. den Stuhl Petri, als der Sturm des Ersten Weltkrieges Europa zu verwüsten begann. Seine auf Ausgleich bedachte Haltung, die während des Krieges die Überparteilichkeit und Neutralität des Papsttums bezeugte, hat ihm schwere Vorwürfe seitens nationalistischer Kreise in beiden kriegsführenden Lagern eingebracht.“ In Deutschland warf man ihm „Franzosenhörigkeit“ vor; in Frankreich galt er als „Germanophiler und Pazifist“. Man kann angesichts seiner unentwegten Friedensbemühungen sagen, dass er von allen Seiten „verkannt“ (Ferdinand Hayward) worden sei. Auch sei er trotz allem ein „unbekannter“ Papst geblieben (Friedrich Engel-Janosi)“ (S. 6)³ bzw. ein bisher „vergessener“ Papst (Jörg Ernesti⁴).

Steile kuriale Karriere und dynamischer Erzbischof von Bologna

Dass sich dieser papstgeschichtliche Forschungsstand des 20. Jahrhunderts und das Bild von dem in Genua im Jahre 1854, also

vor der Einigung Italiens (1870), in einer Aristokratenfamilie geborenen Giacomo della Chiesa im 21. Jahrhundert verbessert hat, haben wir mehr als einem Dutzend seitdem erschienener Veröffentlichungen zu verdanken. Auf väterlichen Wunsch hatte er zunächst das weltliche Recht studiert und mit einer Doktorpromotion abgeschlossen, um danach in Rom am 21. Dezember 1878 die Priesterweihe in der Lateran-Basilika von Kardinalvikar Raffaele Monaco La Valleta zu empfangen. Nach weiteren Studien an der „päpstlichen Adelsakademie“ (Accademia dei Nobili) wurde der inzwischen dreifache Dr. della Chiesa nicht nur Mitarbeiter in der kurialen „Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten“, sondern begleitete als Sekretär den Nuntius in Spanien und anschließend einflussreichen Kardinalstaatssekretär Mariano de Rampolla (†1913). „So hatte er auch an der päpstlichen Schlichtung des Konflikts um die Karolineninseln im Jahre 1885 zwischen Spanien und dem Deutschen Reich Anteil“.

Nicht nur die weiteren Einzelheiten seiner breiten akademischen, erzbischöflichen und kurialen Karriere können wir jetzt weniger dem neuen Handbuch der neueren Kardinäle⁵, sondern vor allem dem von der Kölner Diözesan- und Dombibliothek herausgegebenen „Lexikon der Kardinäle (1058-2010) in acht Bänden“ von Hans Joachim Kracht⁶ entnehmen sowie der neuesten Biographie von Jörg Ernesti⁷. Diese seine kuriale Laufbahn wurde durch Papst Pius X. (1903-1914) im Jahre 1907 – nach dem Sturz des Kardinalsstaatssekretärs Rampolla – abgebrochen, als der Papst ihn zum Erzbischof von Bologna bestellte und dazu am 22. Dezember 1907 in der Sixtinischen Kapelle die Bischofsweihe spendete. Fern vom „im Vatikan gefangenen“ Papst Pius X. widmete sich Erzbischof della Chiesa knapp sieben Jahre seiner Diözese, die zu den traditionellen „Kardinalssitzen Italiens“ zählte, musste aber – bis nach dem Tod von Kardinal Rampolla – auf seine Ernennung zum Kardinal am 25. Mai 1914 warten.⁸

Schon vor seinem Einzug am 23. Februar 1908 als Erzbischof von Bologna hatte er seine pastoralen Leitlinien in einem Hirten schreiben angekündigt, u. a. dass er alle 408 Pfarreien besuchen werde sowie die christliche Gesellschaft erneuern wollte im Bildungsbereich, durch das Laienapostolat und mit der religiösen Erziehung. Der Erzbischof della Chiesa förderte sowohl die katholischen Vereine und das kirchliche Pressewesen als er auch mit seinen weiteren pastoralen Rundschreiben beim Klerus den Geist des Glaubens, der Demut und des Gebets sowie der Fürsorge stärken wollte, um ihn vor den europaweit aufkommenden „Modernismus-Streitigkeiten“ zu bewahren.

In dieser aktiven Zeit von insgesamt mehr als sechseinhalb Jahren als Erzbischof von Bologna war Kardinal della Chiesa nur drei Monate und sechs Tage Kardinal gewesen. Denn nach dem Attentat von Sarajevo (28. Juni 1914) als Anlass zum Ersten Weltkrieg verstarb der amtierende Papst Pius X. am 20. August 1914 und hinterließ seinem Nachfolger ein schweres Erbe.

Das am 31. August 1914 in Rom beginnende Konklave zur Wahl eines neuen Papstes ist auch in den drei neueren französischen Werken, die den Kriegsbeginn 1914 auch aus der Perspektive des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 sehen⁹, bei ihrer Aufarbeitung der Friedenspläne von Papst Benedikt XV. zum Ausgangspunkt geworden. Denn die 57 (von 65) teilnehmenden Kardinäle stammten zum größten Teil aus den miteinander kriegführenden europäischen Staaten. Schon am 23. August 1914 hatte der Kölner Erzbischof Felix Kardinal von Hartmann gegenüber dem Auswärtigen Amt in Berlin festgehalten: „Die augenblickliche Weltlage bringt es mit sich, dass bei der diesmaligen Papstwahl das nationale Element eine bedeutende Rolle spielen wird“. Da neben der Außenpolitik auch die innerkirchlichen Auseinandersetzungen und Richtungskämpfe der integralen oder modernistischen Richtungen

von besonderer Bedeutung waren sowie Italien (bis 1915) neutral war, wurde der Erzbischof und Kardinal della Chiesa schon früh in „informierten Kreisen“ als „Mitte zwischen der Politik Leos XIII. (1878–1903) und Pius X.“ eingeschätzt. Doch brauchte es in der Sixtinischen Kapelle zehn Wahlgänge, bis der Kardinal della Chiesa mit 38 Stimmen endlich genau die erforderliche Zweidrittel-Mehrheit am 3. September 1914 erreicht hatte. In Erinnerung an den Ordensgründer Benedikt von Nursia (+639) und den ebenfalls als Erzbischof von Bologna zum Papst gewählten Papst Benedikt XIV. (1740–1758) nahm er im Alter von sechzig Jahren den Namen Benedikt XV. an und wählte bei seiner Krönung am 6. September 1914 in der Sixtinischen Kapelle den markanten Wahlspruch aus dem Psalm 70: „Auf dich, oh Herr, habe ich gehofft und werde in Ewigkeit nicht zu Grunde gehen“. Zu den zahlreichen Personal-Veränderungen, die der neue Papst nach seinem Amtsantritt an der Kurie einleitete, gehörte nach Kriegsende u. a. die Berufung des Angelo Roncalli aus Bergamo zunächst in den Dienst des „Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung“, von wo dieser seine kuriale Laufbahn bis zum Nach-Nachfolger als Johannes XXIII. (1958–1963) antrat. Aus dem erstmals breiten humanitären Einsatz des neuen Papstes ist das am 1. Mai 1915 gegründete „Informationsbüro über verwundete, vermisste oder gefallene Soldaten“ aller Seiten für die Angehörigen besonders zu erinnern.

Das knapp achtjährige Pontifikat von Papst Benedikt XV., in dem er in fünf Konsistorien 32 Kardinäle kreierte, umfasste vier Jahre Weltkrieg und knapp vier Jahre bewegte Nachkriegszeit. Und so stimmen die aktuellen beiden Biographien führender französischer Kirchenhistoriker¹⁰ und die beiden neuesten deutschen Studien¹¹ in hohem Maße überein in ihren Beschreibungen des „Papstes für den Frieden“. Dabei bietet die aktuellste Studie des Augsburger Professors für Kirchengeschichte, Jörg Ernesti, sowohl eine gute Aufarbeitung des

Forschungsstandes als auch eine kompakte Darstellung der Schwerpunkte des Pontifikates und die wichtigsten päpstlichen Schreiben in deutscher Übersetzung¹². Auch in der neueren deutschen Kirchengeschichts-Forschung war Papst Benedikt XV. zuvor durchaus in Spezialstudien präsent, angefangen von seinen Kontakten zu den deutschen Bischöfen¹³, über sein „Eigenbild im Konflikt“¹⁴ bis hin zu den (wenig realistischen) Plänen des Zentrumabgeordneten und späteren Finanz-Ministers Matthias Erzberger (ermordet 1921) u. a. für ein sicheres Exil des Papstes im Fürstentum Lichtenstein¹⁵ und eine Kirchenunion mit dem orthodoxen Zarenreich Bulgarien¹⁶. Besonders für das nach dem Kriegsende (bis 1936) u. a. von Frankreich besetzte Rheinland und Ruhrgebiet blieben die päpstlichen Vermittlungen über das Pontifikat von Benedikt XV. hinaus in dem fortdauernden deutsch-französischen Spannungsverhältnis herausgefordert, wie Hans-Ludwig Selbach erstmals genauer erforscht hat.¹⁷

Der „Kampf“ von Papst Benedikt XV. für den Frieden in Europa

Bereits in seiner ersten Enzyklika vom 1. November 1914 stellte Papst Benedikt XV. sein geistliches Programm der Erneuerung von Sitte und Moral vor, beklagte die traurige Kriegslage und appelliert an die Regierungen, eine Waffenruhe einzuleiten.¹⁸ Den Eintritt Italiens in den Krieg auf Seiten der Entente (23. Mai 2015) nahm Papst Benedikt XV. schon zwei Tage später zum Anlass für ein sehr eindrucksvolles Schreiben an den Dekan des Kardinalskollegium, Kardinal Serafino Vannutelli, das „schreckliche Gemetzel zu verurteilen, das Europa entehre und fortfahre, den gesamten Kontinent mit Blut zu überschwemmen“. Zum Jahrestag der österreichisch-ungarischen Kriegserklärung an Serbien (28. Juli 1915) veröffentlichte der Papst ein „Mahnschreiben“, in dem er mit deutlichen Worten die Kriegsparteien beschwor, dem mörderi-

schen Treiben Einhalt zu gebieten. Am 10. September 1915 wandte sich Papst Benedikt XV. sogar mit einer Bitte um „Schutz für die armenische Nation“ an den Sultan des Osmanischen Reiches, Mohammed V.¹⁹ Wie die neueren deutschen, französischen und italienischen Forschungen mit weiteren Ansprachen und Verlautbarungen übereinstimmend feststellen, wurde Papst Benedikt XV. – trotz steigender nationalistischer Erwartungen, die jeweiligen Waffen zu segnen – „also nicht müde, sich immer wieder in drastischen Worten für den Frieden auf dem Kontinent einzusetzen und der Notwendigkeit zur Rückbesinnung auf die christlichen Werte Ausdruck zu verleihen“.²⁰

Nachdem Papst Benedikt XV. schon im Jahre 1915 Deutschland und Frankreich in einer „Friedensinitiative“ seine Vermittlung für die Benennung von Friedensbedingungen – vergeblich – angeboten hatte, scheiterte im Dezember 1916 eine Friedensinitiative der „Mittelmächte“, in der die USA moderieren und der Vatikan Frankreich und England an den Verhandlungstisch bringen sollte, was aber auch seiner Neutralitätspolitik widersprach.

Allgemein bekannt wurde die schon seit längerem vorbereitete Friedensnote von Papst Benedikt XV. (und seinem Kardinalstaatssekretär Pietro Gasparri) vom 1. August 1917, für deren Verbreitung in Deutschland und Österreich dann der neue Apostolische Nuntius in München Eugenio Pacelli (späterer Papst Pius XII. 1939–1958) sorgte, dessen Nuntiaturberichte nun schon bis zum Jahre 1924 digital ediert sind.²¹ In diesem apostolischen (französischen) Mahnschreiben „Dès le début“ appellierte der Papst nicht nur allgemein „vor Gott und den Menschen“ an die Verantwortung der Regierenden, „das herrliche und blühende Europa“ nicht von „einem allseitigen Wahnsinn in den Abgrund zu stürzen und sich dem Selbstmord hinzugeben.“ Als dringendste Voraussetzung jeder Neugestaltung sollte an die Stelle der materiellen Waffengewalt die moralische

Macht des Rechts treten. Die Note machte auch ganz konkrete Vorschläge für einen gerechten Frieden: u. a. ein internationales Schiedsgericht (der spätere Völkerbund), Wiedergutmachung der Kriegsschäden (die späteren Reparationen), Rückgabe besetzter Gebiete (Belgien, deutsche Kolonien, Elsass-Lothringen) und Klärung territorialer Fragen (Armenien, Balkan, Polen).

Die Reaktionen auf diese bekannteste päpstliche Friedensnote bzw. diesen „Europaplan“ waren überwiegend ablehnend, auch wenn diese Initiative dem moralischen Ansehen des Papstes positiven Auftrieb gegeben hat. In dieser Friedensnote als bedeutendstem Dokument des Papstes im Ersten Weltkrieg stellte sich Benedikt XV. als Oberhaupt der katholischen Kirche der Verantwortung für die Konstitution Europa und setzte sich nachhaltig für eine Neugestaltung des Kontinentes ein. Da das Deutsche Kaiserreich in der Räumung Belgiens keine konkreten Zugeständnisse machte, lehnten England und die USA diese Friedensverhandlungen ab, dem sich Frankreich und Italien ohne eigene Antwort angeschlossen.

Nach dem Misserfolg dieser Friedensnote zog sich Papst Benedikt XV. in seinen Verlautbarungen auf „allgemein formulierte Aufforderungen zur Wiederversöhnung und der Flucht vor dem Atheismus und der Gottlosigkeit“ (Weihnachtsansprache 24. Dezember 1917) öffentlich zurück, ließ aber die „geheimen diplomatischen Bemühungen um einen Friedensschluss“ weiter vorantreiben. Als in der Jahresmitte 1918 die letzten großen Schlachten von den „Mittelmächten“ verloren worden waren, kam es ab September zu „Waffenstillstandsverhandlungen“, die für Deutschland am 11. November 1918 zu einem Ergebnis kamen. Papst Benedikt XV. reagierte auf das Kriegsende am 1. Dezember 1918 mit der Enzyklika „Quam iam diu“ („Was schon lange“) zunächst enttäuscht, dass das Ende des Krieges nicht direkt zum Frieden geführt hatte. So hoffte er, dass die

anstehenden Kongresse einen gerechten und dauerhaften Frieden schaffen würden und sah in der Phase auch eine Chance, die Neuorganisation Europas hinreichend zu regeln. Doch von einer Beteiligung an diesen Verhandlungen blieb der im Vatikan gefangene Papst dann weiterhin ausgeschlossen, so dass Benedikt XV. sich enttäuscht zeigte über die verfehlten Chancen der Nachkriegskonferenzen für einen wahren Friedensschluss, der dann auch nur gut zwanzig Jahre bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges (1939-1945) gedauert hat.

Europäisch-weltkirchliche Perspektiven der letzten weniger als vier Jahre seines Pontifikates

Die politischen Umbruch-Situationen nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland, Österreich-Ungarn²² und den anderen europäischen Staaten waren nur ein Teil des Hintergrundes der zweiten Hälfte des Pontifikates von Papst Benedikt XV., der in einer veränderten weltkirchlichen Aufgabe stand. Aus dieser sind aus der Kriegszeit nicht nur die Neuerrichtung von neuen Nuntiaturen (u. a. Berlin, 1. Mai 1920) und einer neuen und eigenen Kongregation für die orientalischen Kirchen aus dem Jahre 1917 nachzutragen, sondern besonders die von „dem gelehrten Juristen“ beförderte Veröffentlichung des (ersten) systematisierten kirchlichen Rechtsbuches, des Codex Juris Canonici (27.5.1917/19.5.1918).

Mit einer Missions-Enzyklika („Maximum Illud“, 30.11.1919²³) wollte Papst Benedikt XV. „in allen Ländern der Erde den Menschen Hilfe und Heil bringen“ und zugleich die gewachsenen Verflechtungen von Nationalismus und Kolonialismus auflösen und den universalen Kircheninteressen einen spürbaren Rückhalt in den Missionen zu verleihen. Nachdem sein Vorgänger Papst Pius X. die französische Nationalheilige Jeanne d' Arc (1412-1431) im Jahre 1909 schon selig gesprochen hatte, kam es vorübergehend sogar zu guten Kontakten

zum „laisierten“ Frankreich, so dass Papst Benedikt XV. am 9. Mai 1920 die „Jungfrau von Orléans“ auch heiligsprach. Mit seiner letzten Friedenszyklika „Frieden, das schönste Geschenk Gottes“ (23.5.1920 „Pacem Dei munus pulcherrimum“) bezog Papst Benedikt kritisch Stellung zu den Ergebnissen der Nachkriegsverträge und zum Völkerbund, in denen das Kriegsende aufgrund des anhaltenden Völkerhasses eben nicht mit dem erhofften Frieden für ihn gleichzusetzten war.

Schließlich hatte Papst Benedikt XV. mit seinen Kardinalstaatssekretär Pietro Gasparri auch an der Verbesserung der Beziehungen zu Italien gearbeitet, auch um seine Lage als „Gefangener im Vatikan“ zu verbessern. Doch konnte er die Ergebnisse der Lateran-Verträge von 1929 nicht mehr erleben, da er im Alter von 66 ¼ Jahren schon am 22. Januar 1922 verstarb, auch ohne dass sich seine Visionen von einem dauerhaften Frieden in Europa dauerhaft verwirklichen sollten. Als ein „Schlüssel-pontifikat des 20. Jahrhunderts“ veränderte das Pontifikat Benedikt XV. „die weltpolitische Stellung des Heiligen Stuhles“. „Sein diplomatischer Einsatz für den Frieden und seine mutigen neuen Vorstellungen, mit denen er den Frieden stark machte, werden in der Geschichte fortwirken“, auch wenn sie sich nicht verwirklichen ließen, weil die meisten damaligen Regierungen ihnen nicht zustimmen wollten, jedoch „die Völker sind auf seiner Seite“.²⁴

Anmerkungen:

- ¹ John F. Pollard, *The Unknown Pope. Benedict XV (1914-1922) and the Pursuit of Peace*/Il papa sconosciuto. Benedetto XV (1914-1922) e la ricerca della pace, London/Milano 1999/2001. Informationen zur politischen Bildung 1/2014, Nr. 321: Zeitalter der Weltkriege.
- ² Eduard Hegel, *Geschichte des Erzbistums Köln*, Bd. 5, *Das Erzbistum Köln zwischen der Restauration des 19. Jahrhunderts und der Restauration des 20. Jahrhunderts (1815-1962)*. Köln 1987, S. 386f.

- ³ Jean-Marie Mayeur, Kurt Meier, *Die Geschichte des Christentums. Religion, Politik, Kultur*. Bd. 12: *Erster und Zweiter Weltkrieg. Demokratien und totalitäre Systeme (1914-1958)*. Freiburg 1992, S. 4-11, Zitat S. 6.
- ⁴ Jörg Ernesti, *Benedikt XV. Papst zwischen den Fronten*. Freiburg 2016, S. 13f.
- ⁵ Martin Bräuer, *Handbuch der Kardinäle 1846-2012*. Berlin/Boston 2014, S. 225.
- ⁶ Hans-Joachim Kracht unter Mitarbeit von Pamela Santoni, *Lexikon der Kardinäle 1058-2010 in acht Bänden (Libelli Rhenani, Bd. 45), Bd. 3,1 Ca-Chi*. Köln 2015, hier S. 329f.
- ⁷ Ernesti, *Benedikt XV.*, S. 23-40.
- ⁸ Hans-Georg Aschoff, *Benedikt XV. (1914-1922). Profil eines Pontifikates*, in: *Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft* 127 (2007), S. 295-329, hier S. 300.
- ⁹ Nathalie Renoton-Beine, *La colombe et les tranchées. Les tentatives de paix de Benoît XV pendant la Grande Guerre*. Paris 2004.
- ¹⁰ Yves Chiron, *Benoît XV. Le pape de la paix*. Paris 2014; Marcel Lauryn, *Benoît XV (1914-1922) Un pape pour la paix*. Paris 2014.
- ¹¹ Sabine Lauderbach, *Papst Benedikt XV. – Päpstliche Europavorstellungen in Kriegs- und Nachkriegszeiten (1914-1922)*. Hamburg 2015.
- ¹² Ernesti, *Benedikt XV.*, S. 67-271.
- ¹³ Vgl. Hermann-Josef Scheidgen, *Deutsche Bischöfe im Ersten Weltkrieg. Die Mitglieder der Fuldaer Bischofskonferenz und ihre Ordinariate 1914-1918*. Köln 1991.
- ¹⁴ Roberto Morozzo della Rocca, *Benedikt XV. Der Papst und der Erste Weltkrieg*, in: Michael Matheus, Lutz Klinkhammer (Hrsg.), *Eigenbild im Konflikt. Krisensituationen des Papsttums zwischen Gregor VII. und Benedikt XV.* Darmstadt 2009, S. 187-210.
- ¹⁵ Hubert Wolf, Matthias Erzberger, *Nuntius Pacelli und der Vatikan. Oder: Warum der Kirchenstaat nicht nach Liechtenstein verlegt wurde*, in: Matthias Erzberger, *Ein Demokrat in Zeiten des Hasses*, hrsg. vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg in Verbindung mit der Landeshauptstadt Stuttgart (Stuttgarter Symposien. Schriftenreihe 15). Karlsruhe 2013, S. 134-157.
- ¹⁶ Reimund Haas, Matthias Erzberger, *Hubert Bastgen und die kirchenpolitischen Pläne für eine katholische Kirchenunion mit Bulgarien (1916-1918)*, in: *Ostkirchliche Studien* 55 (2006), S. 218-258, Ders., *Kirchenunionen auf dem Balkan – Verpasste Chance oder Utopie? Der Realismus von Raymund Netzhammer im Vergleich mit den Unionsbemühungen von Matthias Erzberger und Hubert Bastgen in Bulgarien*, in: *Revue des études sud-est Européennes* XLVIII (2010), S. 283-290.
- ¹⁷ Hans-Ludwig Selbach, *Katholische Kirche und französische Rheinlandpolitik nach dem Ersten Weltkrieg. Nationale, regionale und kirchliche*

- Interessen zwischen Rhein, Saar und Ruhr (1918-1924), 1. (Libelli Rhenani Bd. 48). Köln 2013, 2. (Niederrheinische Regionalkunde, Bd. 20). Krefeld 2013; ders., Paul Rémond (1873-1963). Der französische Militärbischof im Ruhrkampf nach dem Ersten Weltkrieg, in: Reimund Haas, Jürgen Bärsch (Hrsg.), Christen an der Ruhr Bd. 5. Münster 2014, S. 43-61; ders., Ein französischer Armeebischof im Rheinland, in: Pastoralblatt 67 (2015), S. 89-92.
- ¹⁸ Martin Lätzel, Die katholische Kirche im Ersten Weltkrieg zwischen Nationalismus und Friedenswillen. Regensburg 2014, S. 152ff.
- ¹⁹ Ernesti, Benedikt XV., S. 260f.
- ²⁰ Lauderbach, Päpstliche Europavorstellungen, S. 147.
- ²¹ Vgl. www.pacelli-edition.de (seit 2010). Hubert Wolf, Der Papst als Mediator? Die Friedensinitiative Benedikt XV. von 1917 und Nuntius Pacelli, in: Gerd Althoff (Hrsg.), Frieden stiften. Vermittlung und Konfliktlösung vom Mittelalter bis heute. Darmstadt 2011, S. 167-220.
- ²² Manfred Rauchsteiner, Josef Broukal, Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburger Monarchie 1914-1918. Wien/Köln/Weimar 2015.
- ²³ Ernesti, Benedikt XV., S. 269f.
- ²⁴ Ernesti, Benedikt XV., S. 255 (Zitat des zeitgenössischen greisen italienischen Ministerpräsidenten Paolo-Boselli †1932).

Leserbriefe

Zu Burkhardt R. Knipping: Erstkommunionkatechese mit Jungen (Heft 4/2016, S. 120-123)

Auf den Inhalt des Beitrags möchte ich nicht eingehen; der Autor räumt selbst ein, es werde hier „ein sehr hoher Anspruch an die Katechet(inn)en gestellt. Ob dieser Anspruch erfüllt werden kann, sollten die Katechet(inn)en für sich überprüfen.“ –

Stattdessen möchte ich auf einen gedankenlosen und bedauerlichen Sprachgebrauch hinweisen. In der Überschrift nämlich und auch im Text nicht weniger als vier Mal wird von Erstkommunionvorbereitung und Erstkommunion-Katechese gesprochen.

Das ist kein Einzelfall. Im April-Heft der Zeitschrift „Der Weinberg“ steht in einem Beitrag zum Thema „Damit es nach dem Weißen Sonntag weitergeht/Erstkommunionvorbereitung für die ganze Familie“ fünf Mal das Stichwort „Erstkommunion“. Zusätzlich ist noch zu lesen, man wolle auf die Erstkommunion vorbereiten; es gehe um ein besonderes Fest, um die Vorbereitung des Festes, die Vorbereitung auf den bevorstehenden Festtag, Vorbereitung auf die Erstkommunion(3mal!), und auf den Weißen Sonntag, kurz um die Erstkommunionvorbereitung. Man liest vom „Weg zur ersten heiligen Kommunion“, und auch vom „Kurs zur Erstkommunion“. Schließlich werden die Kinder dann auch nicht etwa Kommunionkinder genannt, wie schon immer, sondern Erstkommunionkinder.

Wie oft hört man klagen, nach dem Weißen Sonntag und der festlichen Feier der Erstkommunion sei kein Kommunionkind mehr in der Kirche zu sehen.

Aber, so könnte jemand sagen, warum sollten sie denn dort zu sehen sein? Eingeladen hatte man sie doch, jedenfalls in vielen Pfarreien, zur „Erstkommunionvorbereitung“, also genau genommen, zur

Vorbereitung auf die Erstkommunion. Die Vorbereitung auf diese Feier war von Seiten der Pfarrei und der Eltern mit vielerlei Bemühungen geschehen, und die Kinder hatten daran teilgenommen. Nun ist aber die Erstkommunion eine einmalige Angelegenheit und nach dem betreffenden Tag vorbei! –

Wahrscheinlich, so ist zu vermuten, hatten der Pfarrer und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ja beabsichtigt, die Kinder einzuladen zur Vorbereitung auf die volle Teilnahme an der Heiligen Messe, d.h. darauf, dass die Kinder jedes Mal bei der Messfeier von nun an auch das heilige Mahl empfangen können. Daran hatten sie ja bisher nicht teilnehmen dürfen, aber von da ab, d.h. nach der Ersten hl. Kommunion, jeden Sonntag, und immer wieder...

Warum sagt man das nicht? Das hat doch auch dann einen Sinn, wenn nicht zu erwarten ist, dass das Alle verstehen, geschweige denn praktizieren! – Aber „Erstkommunionvorbereitung“ und „Erstkommunion-Katechese“? Dieser Sprachgebrauch ist, genau genommen, sehr irreführend. Besser wäre es, wenn diese Worte nicht mehr vorkämen.

Mmgr. Hans Thüsing, Brühl

Zu Alfred Etheber: Caritas und Barmherzigkeit“ (Heft 4/2016, S. 109–110)

„Mit Barmherzigkeit kann man keine Wohlfahrt machen und erst recht keinen Wohlfahrtsstaat, das hat die Caritas als Verband begriffen und sagt es auch politisch in aller Öffentlichkeit.“ Diese Feststellung zieht sich wie „ein roter Faden“ durch den gesamten Beitrag und endet im letzten Abschnitt mit der Feststellung: „Das Liebesgebot Christi mit der Haltung der Barmherzigkeit hat zur Caritas geführt.“

Wenn also das Liebesgebot Christi zur Caritas geführt hat und mit Barmherzigkeit keine Wohlfahrt zu machen ist, dann entsteht in dieser Feststellung ein offensichtlicher Widerspruch, auf den ich eingehen und in seinen Konsequenzen ein wenig

beleuchten möchte. Zunächst zu einer Definition von Barmherzigkeit (nach: kathpedia.com):

„Die Barmherzigkeit Gottes (lat. misericordia Dei) gehört neben der Heiligkeit Gottes und der Gerechtigkeit Gottes zu den drei wesentlichen Eigenschaften Gottes. Die Barmherzigkeit des Menschen ist wie sein Herz begrenzt, aber die Barmherzigkeit Gottes ist immens, wie sein ganzes Wesen. Wir können zur christlichen Barmherzigkeit finden, denn sie hat ein Antlitz und einen Namen: sie heißt „Jesus Christus“. In Ihm ist die Barmherzigkeit das Antlitz der Liebe des Vaters für jedes menschliche Geschöpf.“ (vgl. Päpstlicher Rat zur Förderung der Neuevangelisierung: Kirchenväter und die Barmherzigkeit. Jubiläum der Barmherzigkeit 2015–2016. Schwabenverlag 2015, S. 16).

So komme ich eher zu einer gegensätzlichen Ansicht, die ich wie folgt formulieren möchte: „Nur mit Barmherzigkeit kann man Wohlfahrt machen und „in der Nähe des Liebesgebotes Christi bleiben“. Dann muß aus dieser Perspektive heraus geschaut werden, wie man hiermit einen „Wohlfahrtsstaat macht“. Kommt die Barmherzigkeit aus dem Blick, dann bekommen wir genau jene Haltung, die der Autor wie folgt formuliert hat: „Barmherzigkeit wurde zur Praxis eines paternalistischen Helfens, bei dem das Herablassen vom hohen Ross sozusagen konstitutiv ist und die Zuteilung vom Gutdünken des Helfers und Herrschers abhängt. Diese Haltung war zu oft gepaart mit einer Mitleidsmoral als Wohlfühlfaktor der Helfenden und der durchgängigen Kontrolle des Wohlverhaltens der Bedürftigen und Armen. Sozusagen Helfen als Herrschaft!“ Wie ist das denn in der Gesellschaft bei uns heute? Viele Menschen erleben folgendes: Abbau des Sozialstaates, Ausbau des Niedriglohnssektors, Armutsquote von ca. 15 %, etc. Und vor allem: eine durchgängige Kontrolle!

Wenn die Barmherzigkeit im Fokus des Tun bleibt und damit das Liebesgebot Christi, dann braucht man sich keine Sorgen über Haltung oder die Beziehung vom Helfer

zum Helfenden zu machen. Dann stimmt auch die „Mitleidsmoral“, die bei Jesus eher wie folgt aussieht: „Als der Herr die Frau sah, hatte er Mitleid mit ihr...“ (Lk 7, 13: Erweckung des Jünglings von Nain); „Als er (der Samariter) ihn (den Mann, der von Räubern überfallen worden war) sah, hatte er Mitleid mit ihm.“ (Lk 10, 33; Gleichnis vom barmherzigen Samariter); „Der Vater sah ihn schon von weitem kommen und er hatte Mitleid mit ihm.“ (Lk 15, 20; Gleichnis vom verlorenen Sohn). Barmherzigkeit mit einem recht verstandenen Empathievermögen (oder auch Mitleidsgefühl) und ein daraus resultierendes Tun ist das, was caritatives Handeln kennzeichnen muss. Ohne Barmherzigkeit geht es nicht. Und es gilt auch hier eine Haltung zu haben zu einem ganz fundamentalen Prinzip unseres Glaubens: Wem wollen wir dienen: Gott oder dem Mamon?

Diakon Georg Quednow, Lingen

Literaturdienst

Albert Damblon: Gottesflüsterer. Annäherung an ein Geheimnis. Würzburg 2015.

Der Heilige Geist und das Auto. Mit Bischof Reinhold Stecher durch das Jahr, hrsg. von Klaus Egger im Auftrag der Diözese Innsbruck. Innsbruck-Wien 2015.

„Wir hängen alle am Gnadentropf Gottes“. Die Gnade ist „das Beste“, was wir von Gott geschenkt bekommen. Wir hoffen auf „die Liebeserklärung Gottes an uns“ – drei Wendungen aus dem kleinen Bändchen „Gottesflüsterer“ von *Albert Damblon*, ehemaliger Propst der Hauptpfarre St. Vitus in Mönchengladbach. Es sind Texte, die aufhorchen lassen und zu denken geben. In der Veröffentlichung findet sich nebeneinander Biographisches und Predigtimpulse. Was hat der Glaube in 40 Priesterjahren bewirkt? Gibt es verborgene Spuren des Gottesrufes, hat er sich in einer Lebens-Geschichte gezeigt? Welcher Seelsorger erlebt schon eine Liebesgeschichte mit Gott? Alles, so müssen wir demütig eingestehen, ist ein „Versuch“, mit dem verborgenen Geheimnis zu leben und ein wenig gläubiger und hoffnungsvoller zu sein. Und es ist ein Wagnis, biblische Worte auszulegen, die mir Mut machen, und mir Gewissheit schenken, dass ich mich auch in meinem Suchen und Zweifeln, in meiner Lebensangst und auch als „schräger Vogel“ vor dem barmherzigen Geheimnis blicken lassen darf. Das Büchlein erwuchs aus der Suche eines allsonntäglich mit Gott hantierenden Predigers und Seelsorgers, es ist auch eine Rechenschaft über die eigenen (notwendigerweise „einseitigen“) Gottesbilder des Predigers und dem, was einen Seelsorger bis heute im Glauben frisch hält und Zeuge bleiben lässt. Der Verfasser weiß um die Gefährdung des Predigers, am Ambo von Gott zu reden, ohne wirklich an ihn zu denken. „Wiederholen wir jedes Jahr zu Weihnachten nur Floskeln?“, weil uns der Menschgewordene noch gar nicht recht auf den Leib rücken konnte, fragt er sich und uns Leser. Helfen wir Prediger denen, die den tröstenden Gott erhoffen? In *Albert Damblons* kurzen und zuweilen humorvollen Betrachtungen – meist zu Evangelientexten der Sonn- und Festtage – begegnet uns eine narrative Theologie, lebensgeschichtlich fundiert, fernab von jeder leichtfertig und nur dogmatisch-richtigen Sprache, eine leicht lesbare praxisgesättigte Reflexion, die Spurensuche nach einem Gott, der niemand übersieht, der uns nachläuft, der sich verschenkt, uns als Ferner nahe ist und – besonders markant im Feiern einer Taufe – auch das größte Geheimnis – die Dreifaltigkeit – ahnen lässt.

Da, wo wir uns – nicht lautstark und triumphalistisch, sondern eben nur als „Gottesflüsterer“ – bemühen, dem leisen und ohnmächtigen Gott unsere demütige Stimme zu leihen, da kann die kirchliche Gemeinde als ein „Reservat der Barmherzigkeit Gottes“ erlebbar werden.

Von Bischöfen erhofft man „wegweisende“ Worte, die zugleich lebendig und „nachhaltig“ sind, Wortbeiträge, die ausstrahlen und zum Glauben verlocken; Ansprachen, die lebensnah das anpacken, was kirchlich und existentiell den Menschen „auf den Nägeln brennt“. Der verstorbene *Bischof Reinhold Stecher* von Innsbruck war ein Glücksfall solcher Verkündigung, ein Sprachkünstler mit unnachahmlicher Individualität, tief verwurzelt in der Volksfrömmigkeit seiner Tiroler Heimat, ein Seelsorger und ein Meister der Homilie. Diese von seinem Generalvikar Klaus Egger besorgte Sammlung von z. T. noch unveröffentlichten Predigten, Betrachtungen und Gebeten, die zu unterschiedlichen Anlässen (Feste im Kirchenjahr, Feier von Lebenswenden, Kasualien und Jubiläen) laut wurden, bezeugen eindrucksvoll die bleibende Ausstrahlungskraft des Glaubenszeugnisses dieses Bischofs. Der Titel des Buches ist Programm, denn Stecher hält Gott und Welt, den Ernst des Glaubens und den Humor zusammen: „Der Heilige Geist und das Auto“. Mit dieser pfingstlichen Predigt bedankte er sich in Bonn 2010 für die Überreichung des „Ökumenischen Predigtpreises“ für sein Lebenswerk. Uns wird in dieser Textzusammenstellung ein „homiletisches Kochbuch“ gereicht. Stecher gelangen kleine Kabinettstückchen der Verkündigung: bildhaft, humorvoll, die Hörer abholend und mitnehmend. Worte voller Schöpfungsdank und Nähe zur Heiligen Schrift, geprägt von Schlichtheit und Glaubenstiefe, von Liebe zu den Zuhörern. Diese Gedanken wahren den tiefen Ernst des Glaubens und strahlen die Freude des Erlöstens aus. Erstaunlich, wie es dem Prediger gelingt, ungewöhnliche Anknüpfungspunkte (das Skatspiel, das Auto, die Beleuchtungstechnik, die Klimaanlage, die Kletterausrüstung) zu finden und damit das Evangelium, ein Heiligenleben oder ein Kirchenfest in ein neues Licht zu rücken. So führt er uns zu den schlafenden Jüngern am Gründonnerstag und lässt uns in einer Barockfigur des „verräumten und wiederentdeckten Auferstandenen“ das Osterwunder und den unberechenbaren Überraschungseffekt des Evangeliums ahnen. Da blitzt Hochkarätiges aus dem „Juweliengeschäft Gottes“ auf, auch heikle Tabu-Themen (die Pastoral für Geschieden-Wiederverheiratete) werden nicht ausgespart und biblisch beleuchtet. Unterschätzte Formen der Volksfrömmigkeit (Rosenkranzgebet, Herz-Jesu-Frömmigkeit) werden für uns zugänglich. Es sind Predigten, die die Dinge beim Namen nennen, voller Sympathie für die „einfachen“ Gläubigen. Das Buch ist ansprechend ausgestattet mit Aquarellen aus dem Pinsel des Bischofs.

Eine schöne Hinterlassenschaft! So klingt Wahrheit, die menschlich ist: „geerdeter Glaube“!

Kurt Josef Wecker

Chiara Conterno: „Die andere Tradition“. Psalm-Gedichte im 20. Jahrhundert. Göttingen 2014. 355 S., 49,99 EUR.

„Mit Psalmen Brücken bauen“, das wollen die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Köln (ACK) mit ihrem Projekt zum 500. Jahrestag der Reformation im Jahr 2017. Neben den biblischen Psalmen steht gerade auch in den letzten hundert Jahren – und bis in unsere Zeit – literarische Psalmrede. Was unterscheidet literarische von biblischen Psalmen?

Bei der Lektüre und bei der Auseinandersetzung mit solchen Fragen ist die Arbeit von Chiara Conterno sehr hilfreich. Die „andere Tradition“ – damit bezeichnet Conterno im Gegensatz zur Hymnen-Tradition die biblische bzw. alttestamentarische Tradition der Psalmen. Sie versteht das Anknüpfen an diese Tradition als eine Antwort auf die Krise des 20. Jahrhunderts. Die modernen Psalmen sind lyrische Texte, die „von der Gottsuche bis zur Kritik an den Gottesbildern“ reichen, vom „Hilferuf“ bis zur „Verstörung, vom Andenken bis zur Befragung“, von der „Anklage bis zum Lob“, von der „Angstrede bis zum hoffnungsvollen Vertrauen“ (31). Sie treffen die existentielle Situation vieler Menschen unserer Zeit, ihre Fragen und Zweifel.

In einer Einführung skizziert Conterno die Geschichte und Entwicklung der Gattung „Psalm“ vom biblischen Psalter bis Luther und Buber sowie die deutschsprachigen Psalm-Gedichte des 20. Jahrhunderts. In vier Kapiteln behandelt sie dann prominente wie weniger bekannte Psalm-Gedichte, solche „aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts“ (Lasker-Schüler, Trakl, Magul-Sperber, Brecht) wie auch diejenigen „jüdischer Autoren im Schatten des Zweiten Weltkriegs“ (Kolmar, Schreyer, Wolfskehl, Sachs) und „aus der Bukowina“ (Gong, Weißglas, Celan). Ein ausführliches Kapitel setzt sich mit Psalm-Gedichten „nach dem Zweiten Weltkrieg“ auseinander (Bachmann, Lavant, Bernhard, Dürrenmatt, Huchel). Conterno schließt mit einem Blick auf die Psalmen des deutsch-iranischen Schriftstellers Said.

Zu allen Gedichten bietet Conterno detaillierte und gut lesbare Analysen, die zur eigenen Auseinandersetzung mit den Gedichten wie auch mit den biblischen Psalmen anregen, auf die diese Gedichte ja immer wieder verweisen. Der Leser/die Leserin kann sich selbst fragen, warum der Dichter/die Dichterin hier wohl „psalmisches Sprechen“ gewählt hat und wie dieses in unserer Zeit möglich ist. Wer weiter forschen möchte, findet am Ende ein ausführliches Literaturverzeichnis.

Gabriele von Siegroth-Nellessen

Auf ein Wort

unverlierbar

*mehr als ein Wort
wirkt die zum Segen
gewölbte Hand*

*baut eine Hütte im Eiswind
ruft den Engel an deine Seite
Gottes Shalom in dein Herz*

*und wenn die Sprache erlischt
das Gedächtnis zerfällt
bleibt doch die Hand*

*dünnhäutig
segensjung
ein Lächeln, ein Licht*

*Lisa F. Oesterheld
www.lisaoesterheld.de*

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E